

Museums- Depesche

Informationsschrift des
Feuerwehrgeschichts- und Museumsvereins Frankfurt am Main e.V.

Sonderausgabe No. 1



Die Feuerwehr Frankfurt am Main und die jüdische Bevölkerung der Stadt 1933 – 1945

Eine Materialsammlung zum Thema
und Versuch einer ersten Dokumentation
im Rahmen des Projektes „Stadtteilhistoriker“ der
Polytechnischen Gesellschaft zu Frankfurt am Main

Inhalt	Seite
Inhaltsverzeichnis.....	2
Vorwort und Vorstellung des Verfassers.....	3
Kurze Geschichte des Frankfurter Judentums.....	4
Standortbestimmung 1933 – War die Frankfurter Feuerwehr „braun“?.....	11
„Kain, wo ist dein Bruder Abel?“ – Jüdische Mitglieder der Frankfurter Feuerwehr.....	12
„Die Synagogen brennen!“ – Was tut die Feuerwehr?.....	17
Bittere Schokolade – Die „Jüdin Katz“ und die Feuerwehr als Politikum.....	29
„Auch unsere Kirchen werden brennen“ – Zeilsheimer Feuerwehrmann ermöglicht Juden die Flucht.....	32
Anhang (1) – Quellen- und Literaturhinweise.....	34
Anhang (2) – Fundstellen und Hinweise („Fußnoten“)......	36
Anhang (3) – Bildnachweis.....	38



Diese Arbeit wurde durch das Projekt „Stadtteil-Historiker“ unterstützt.
 Mit dem Projekt „Stadtteil-Historiker“ setzen sich die Stiftung Polytechnische Gesellschaft zu Frankfurt am Main und die Frankfurter Neue Presse für die Bewusstmachung der Frankfurter Geschichte und den Erhalt des kulturellen Erbes der Stadt ein.“

Die abgedruckten Beiträge stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar.
 Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Meinungsbildung.

Vorwort und Vorstellung des Verfassers



Verehrter Leser, ich freue mich, dass mein Werk Ihr Interesse erregt. Es gehört für mich zur Höflichkeit, dass ich mich Ihnen zunächst einmal kurz vorstelle und Ihnen erkläre, wie es überhaupt zu dieser Ausarbeitung kam.

Mein Name ist Ralf Keine und ich wurde am 25. März 1963 im westfälischen Iserlohn geboren. Nach einer Lehre als Heizungs- und Lüftungsbauer zog es mich zurück auf die Schulbank und ich besuchte die Berufsaufbauschule für Technik und die FOS. Parallel dazu trat ich 1976 in die Jugendfeuerwehr und 1981 in die Freiwillige Feuerwehr meiner Heimatstadt ein.

Bereits zu Schulzeiten entdeckte ich mein großes Interesse für Geschichte, insbesondere für Technik- und Sozialgeschichte sowie für die Ereignisse der schrecklichen Kriege des 20. Jahrhunderts. Der in Feuerwehrhistorikerkreisen bekannte damalige stellvertretende Amtsleiter der Iserlohner Berufsfeuerwehr, Franz Theodor Spiegel, weckte in mir das Interesse für Feuerwehrgeschichte, die sich ja wiederum aus Aspekten der Technik-, Sozial- und Zeitgeschichte zusammensetzt.

Im Frühjahr 1985 wechselte ich zur Berufsfeuerwehr Frankfurt am Main, wo ich heute als Dienstgruppenleiter auf der Feuerwache 11 in Enkheim tätig bin. Es lag in der Natur der Sache, dass ich mich hier nicht nur der allgemeinen Feuerwehrgeschichte widmete, sondern speziell eben auch der Frankfurter Feuerwehrgeschichte, die eine ganz besondere ist. Viele Entwicklungen, die Feuerwehren auf der ganzen Welt z.T. bis zum heutigen Tage beeinflussen, nahmen von Frankfurt aus ihren Siegeszug auf. Namen Frankfurter Branddirektoren wie Richard Schapler, Johannes Schänker, Ernst Achilles und Reinhard Ries sind in der Welt wohlbekannt. Um die Geschichte zu würdigen, zu dokumentieren und darzustellen, wurde im Jahr 2009 durch Professor Ries das Museum der Frankfurter Feuerwehr ins Leben gerufen und als dessen Förderverein der Feuerwehrgeschichts- und Museumsverein Frankfurt am Main e.V. gegründet, dessen erster Diener ich mit Freuden bin.

Die intensive Beschäftigung mit der Feuerwehrgeschichte führte mich bereits zuvor in nationale und internationale Gremien, wie etwa die Internationale Arbeitsgemeinschaft für Brandschutz- und Feuerwehrgeschichte im CTIF¹, der Arbeitsgemeinschaft der Feuerwehrmuseen (AGFM) und seit 2015 in den Arbeitskreis Brandschutzgeschichte des Landesfeuerwehrverbandes Hessen. In diesen Gremien konnte ich mir das Rüstzeug weg von einem rein hobbymäßigen Arbeiten hin zu einer semi-wissenschaftlichen Arbeit erarbeiten und in Fachaufsätzen für Jahrbücher und Fachliteratur der Felderprobung unterziehen.

Zu einem besonderen Freund und Lehrmeister wurde mir in den genannten Arbeitsgruppen Herr Magister Rolf Schamberger, Leiter des Deutschen Feuerwehrmuseums in Fulda und Obmann der AGFM, der niemals auf wohlklingende Titel, sondern nur auf den Willen und das Tun seiner Gegenüber schaut. Ihm möchte ich an dieser Stelle einmal besonders für eine fast zwei Jahrzehnte währende Verbundenheit und unzählige Inspirationen und Hilfestellungen danken.

Rolf Schamberger war es auch, der unbewusst in mir die Keimzelle für das nun vorliegende Projekt anlegte. Als er vor einigen Jahren anlässlich einer Stolpersteinverlegung und einer Sonderausstellung im Deutschen Feuerwehrmuseum das Schicksal des Feuerwehrkameraden Ernst Frenkel recherchierte, der 1934 wegen seiner jüdischen Abstammung aus der Feuerwehr ausgeschlossen, 1942 deportiert und im Warschauer Ghetto ermordet wurde, kam in mir die Frage auf, was eigentlich aus den jüdischen Angehörigen der Frankfurter Berufs- und Freiwilligen Feuerwehr nach 1933 wurde. Das Forschungsstipendium der Polytechnischen Gesellschaft im Rahmen der „Stadtteil-Historiker“ ließ mich das Thema angehen. Schnell kam es dann zu einer Themenerweiterung zu den anderen Berührungspunkten zwischen Frankfurter Feuerwehr und jüdischer Bevölkerung.

Die vorliegende Arbeit soll weder Nestbeschmutzung noch Reinwaschung sein, sondern ein offener und ehrlicher Umgang mit der eigenen Geschichte. Noch zu wenige Behörden, Organisationen oder Vereine stellen sich bisher der eigenen Geschichte dieser Zeit; was oftmals dazu führt, dass das Thema von außen an sie herangetragen wird und ihnen auf die Füße fällt. Die Frankfurter Feuerwehr mit ihrem Feuerwehrgeschichts- und Museumsverein hat sich mit mir als ihren Vertreter dieses schwierigen Themas angenommen. Die nun vorliegende Arbeit ist aber nur ein erster Versuch der Aufarbeitung. Für Hinweise und dokumentarisches Material bin ich jederzeit dankbar, denn weitere Überarbeitungen und Ergänzungen dieser Ausarbeitung in der Zukunft sind gewollt und geplant.

Kurze Geschichte des Frankfurter Judentums



Abb. 1: Brand der Judengasse nach dem französischen Bombardement in der Nacht vom 13./14. Juli 1796. Rechts das Tor zum Ghetto, das nach dem Brand von 1711 in alter Form wiederaufgebaut worden war.

Bis zur Machergreifung der Nationalsozialisten 1933 war Frankfurt am Main die deutsche Großstadt mit dem größten Bevölkerungsanteil jüdischen Glaubens. Zahlreiche Namen von Wissenschaftlern, Kaufleuten, Mäzenen und Ehrenbürgern sind mit der Geschichte der Stadt fest verbunden. Beispielhaft seien hier Theodor W. Adorno, Ludwig Börne, Henry und Emma Budge, Leopold Cassella, Paul Ehrlich, Henriette Fürth, Leo Gans, Charles Hallgarten, Ludwig Landmann, Wilhelm Merton, die Oppenheimers, Maximilian Reinganum, die Rothschilds, Toni Sender, Leopold Sonnemann, Magda Spiegel, Arthur von Weinberg oder Max Wertheimer genannt. Die Liste ließe sich endlos fortsetzen. Bereits im Frühjahr 1933 begannen die neuen Machthaber, der jüdischen Bevölkerung Schritt für Schritt und immer systematischer das Leben, und letztlich das Überleben, schwerer zu machen. Am 19. Oktober 1941 begannen die Deportationen von Frankfurter Juden in Ghettos und Lager im Osten. Bis zum 15. März 1945 sollte die systematische Vertreibung weitergehen; am Ende waren rund 12.600 Todesopfer zu beklagen.

Frankfurt am Main hatte bis 1933 den größten jüdischen Bevölkerungsanteil unter den deutschen Städten. Seit 1462 lebten die Frankfurter Juden in einer engen Gasse entlang der östlichen Stadtmauer zwischen der Bornheimer Pforte und dem jüdischen Friedhof an der Battonstraße. Anfangs lebten hier gut 100 Personen, mit der Zeit wurde die Bebauung enger und höher. Anfang des 18. Jahrhunderts lebten bereits etwa

3.000 Personen in der „Judengasse“ einer etwa 330 Meter langen und durchschnittlich 3 Meter breiten Gasse. Drei Tore, die abends geschlossen wurden und an Sonn- und Feiertagen geschlossen blieben, sperrten die Gasse ab und die Bewohner ein; bereits Mitte des 17. Jahrhunderts wurde der zuerst in Italien benutzte Begriff „Ghetto“ auch auf die Frankfurter Judengasse angewendet.

Der „Große Judenbrand“

Im Januar 1711 wurde die Gasse bei dem so genannten „Großen Judenbrand“ (Anm.: es gab auch einen „Großen Christenbrand“) vollständig zerstört. Auf Befehl Kaiser Joseph I. ließ der Magistrat die Gasse wieder aufbauen; der Ghettozwang blieb bestehen.

Am Mittwoch, den 14. Januar 1711, bricht gegen 8 Uhr abends in der Eckkammer des hoch geachteten Oberrabbiners Naphtali Cohen ein Brand aus. Das Feuer greift im Haus des Rabbiners, der eine wertvolle Sammlung jüdischer Literatur besitzt, schnell um sich. Die gesamte Judengasse (etwa 500 Häuser) brennt bis auf das Haus Rothschild nieder: „...die ganze Judengasse aus dem Grund abgebrannt / daß nicht ein Stücklein Holz überblieben / ausser das einige Hauß...“

In diesem Zusammenhang muss erklärt werden, dass der rechtliche Freiraum der Juden in ihrem Viertel nicht unbedeutend ist. Sie genießen in ihrem umschlossenen Rechtsbezirk, eben der Judengasse, eine weitgehende Autonomie im Finanz-, Steuer- und Bildungs-



Abb. 2: Alte Synagoge in der ehemaligen Judengasse 1860 eingeweiht, 1938 niedergebrannt.

wesen, regeln für diesen Bezirk zudem alle Fragen der Sicherheit, wie Polizei und Feuerwehr selbständig. So haben sie in dieser Brandnacht auch kein Vertrauen zu den Hilfsangeboten der Christen und halten die Judengasse gleich am Anfang aus Angst vor Plünderungen versperrt. Die Erinnerung an den „Fettmilch-Aufstand“ ein Jahrhundert zuvor, als des Lebkuchenbäckers Spießgesellen die Juden durch die Stadt gehetzt hatten, ist offenbar immer noch lebendig.

Rabbi Naphtali Cohen, ein berühmter Gelehrter aus Lublin in Polen, mag als Beispiel dafür gelten, wie verstört die Juden auf das Feuer reagieren. Man sieht den Mann Gottes, wie er, Gebete murmelnd, lange Zeit unbeweglich dasteht, das Gesicht der Synagoge zugewandt.

Als schließlich Zimmerleute mit Äxten ein Tor zur Judengasse aufbrechen, ist es bereits zu spät. Die Flammen haben rasend schnell um sich gegriffen. Den Helfern bleibt nur noch übrig, so viel Hab und Gut wie möglich aus den Flammen zu retten. Bis auf das Haus Rothschild unweit des Wollgrabens sind am Abend des 15. Januar alle Häuser nur noch ein rauchender Trümmerhaufen.

Wie bereits beim „Fettmilch-Aufstand“ hatte sich ein großer Teil der Gemeinde auf den Friedhof an der heutigen Battonstraße geflüchtet. Erstaunlicherweise sind nur vier Personen in den Flammen umgekommen; bei diesem Brand werden aber mehr als 1000 Juden obdachlos und müssen bei Christen untergebracht werden, was aber wohl nicht ohne Reibereien abläuft:

„...dannhero mehr als 1000 Juden zu armen Leuten worden / und noch dazu bey den Christen ihre Wohnung suchen müssen. Hierbey ist sehr merckwürdig, daß nicht ein einziges Christen Hauß / so doch nahe daran gestossen / und in grosser Gefahr gestanden / zwar etwas beschädigt / aber keines abgebrannt / sondern Gott hat sie noch erhalten.“



Abb. 3: Gedenkmedaille zum „Judenbrand“

Bei einem weiteren Großbrand 1796 wurden abermals große Teile der Bebauung in der Judengasse zerstört (Bild oben). In der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1796 beschossen und eroberten französische Truppen Frankfurt. An mehreren Stellen der Stadt brachen große Brände aus. Der größte wütete in der Judengasse, wo

etwa 140 Häuser im nördlichen Teil niederbrannten. 1800 Juden wurden obdachlos. Der Brand bedeutete faktisch das Ende des Ghettos.²

Der liberale Rabbiner Leopold Stein hatte bereits 1857 vorgeschlagen, die Häuser des alten Ghettos, das mittlerweile zum verkommenen Wohnquartier verkommen war, abzureißen. Die Judengasse galt als Relikt des „finsternen Mittelalters“, der Intoleranz und der Ghettoisierung der Juden. Humanität und Vernunft als Richtschnüre der Zukunftsgestaltung schlossen auch Kritik an der eigenen überlieferten jüdischen Kultur und Kultur und Religiosität ein. Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts war Frankfurt eines der Zentren der jüdischen Reformbewegung. Zahlreiche Lehrer des Philanthropins, der 1804 gegründeten Schule der Israelitischen Gemeinde, hatten zu den führenden Köpfen der ersten Generation von jüdischen Reformern gezählt, die von Anfang an neben der Umgestaltung des Schulunterrichts auch eine Reform des synagogalen Gottesdienstes zum Ziel hatten.

Ein bekannter geistiger Vater der jüdischen Reformbewegung war Abraham Geiger, der von 1863 bis 1870 als Rabbiner in Frankfurt amtierte und zu den Gründern der Hochschule der Wissenschaft des Judentums in Berlin zählt. Er lieferte die theoretischen Grundlagen zu einem neuen Verständnis des Judentums. Geiger betonte den universellen Charakter des Judentums und traf eine strenge Unterscheidung zwischen den ethischen Grundsätzen der jüdischen Religion, wie sie in der Lehre der Propheten zum Ausdruck kommen, und den religionsgesetzlichen Vorschriften des rabbinischen Judentums. Die Ritualgesetze wurden nicht mehr als Offenbarung Gottes verstanden, sondern lediglich als historisch bedingte, von Menschen geschaffene Hülle, um die Lehre zu bewahren. Die Vertreter der Reformbewegung verlangten deshalb, das Ritualgesetz den Anforderungen der Zeit anzupassen, um die jüdische Religion lebendig zu erhalten und vor allem auch die Eingliederung der Juden in die moderne Gesellschaft nicht zu behindern. Nicht das jüdische Gesetz, sondern der jüdische Geist sorgte ihrem Glauben nach für das Fortbestehen des Judentums. Damit setzte sich die liberale Strömung des Judentums in Widerspruch zur orthodoxen Richtung, die die religionsgesetzlichen Vorschriften als heilig und unantastbar verstand.³

Zwar gab es auch immer wieder Rückschläge in den Bemühungen, aber nach und nach etablierte sich ein starker jüdischer Bevölkerungsanteil, vor allem in der Altstadt und im Ostend, aber auch rund um Frankfurt herum, in den später eingemeindeten Stadtteilen. Jüdische Bürger etablierten sich in der Gesellschaft und förderten diese zum Teil erheblich. Ab 1864 erfolgte die endgültige staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden in Frankfurt. Das Wachstum der Frankfurter jüdischen Bevölkerung im ausgehenden 19. Jahrhundert führte mit der gleichen Selbstverständlichkeit zum Neubau von Synagogen, wie Kirchen in den aufblühenden Stadtteilen entstanden, aber auch andere Einrichtungen entstanden neu, wie etwa ein Krankenhaus oder Schulen. Im Frankfurter Wirtschaftsleben, nicht nur bei den Bankhäusern, spielten die Frankfurter Juden eine



Abb. 4: Einsturz eines Gebäudes in der verfallenden Judengasse am 1. März 1872

ebenso wichtige Rolle wie im Kultur- oder Sozialbereich als Mäzene.



Abb 5: Die Hauptsynagoge in der Börnestraße

Die Hauptsynagoge in der Börnestraße, der früheren Judengasse, wurde am 23. März 1860 eingeweiht und war nach den Vorgängerbauten von 1462 und 1711 die dritte Synagoge an dieser Stelle. Die „Illustrierte Zeitung“ vom 21. April 1860 stellt fest:

„An dem Ende der alten finsternen Judengasse, die mit ihrem schmutzigen Aussehen noch immer zu den

Hauptsehenswürdigkeiten Frankfurts zählt und an derselben Stelle, wo lange Jahre der alte Bettempel der israelitischen Gemeinde stand, erhebt sich jetzt das majestätische Gebäude der Hauptsynagoge. Der ungeheure Bau aus rothen Sandsteinen mit seinen goldschimmernden Thurmkuipeln sticht eigenthümlich von dem finstern verwahrlosten Ghetto ab, das vielleicht auch in einer nicht mehr fernen Zeit seinen Untergang feiern und besseren, gesunderen menschlichen Wohnungen Platz machen wird.

Das Gebäude, ein Werk des bekannten trefflichen Architekten Johann Georg Kaiser, ist in dem wenn auch hier nicht ganz rein gehaltenen maurischen Stile ausgeführt und zeigt nach der Bornheimerstraße hin sein Hauptportal, das in kühn gesprengtem Bogen mit reicher architektonischer Ausschmückung den größten Theil der ganzen Vorderseite beherrscht. Die Facade nach der Allerheiligengasse zeigt die Fenster der Gemeindezimmer und schließt nach der Dachung zu mit einer herrlichen Reihe kleinerer gallerieartig aneinandergefügt Fenster in mehr byzantinischem Geschmacke.“



Abb.6: Neue Synagoge am Börneplatz, als orthodoxe Synagoge eingeweiht im Jahr 1882

1851 spaltete sich eine streng orthodoxe Israelitische Religionsgesellschaft von der Israelitischen Gemeinde Frankfurts ab. Vorausgegangen war ein Konflikt über die Berufung des liberalen Rabbiners Leopold Stein, eines Vertreters der jüdischen Reformbewegung. Um die weitere Abwanderung orthodoxer Juden aus der Mehrheitsgemeinde zu vermeiden, bemühte sich die Gemeinde, zusätzlich zur liberalen Hauptsynagoge eine weitere Synagoge für die Anhänger des orthodoxen Ritus zu errichten. 1878 wurde mit Markus Horowitz ein orthodoxer Rabbiner für die Israelitische Gemeinde berufen. Nach diesem wurde die Synagoge umgangssprachlich als Horowitzsynagoge bezeichnet. 1881 begann der Bau einer orthodoxen Synagoge nach Plänen von Siegfried Kunitzky. Dafür wurde das ehemalige Israelitische Hospital (früher: Fremdenhospital) von 1780 am so genannten Judenmarkt, einem Platz am Südrand des ehemaligen Ghettos, abgerissen Die Börneplatzsynagoge wurde am 10. September 1882 feierlich eingeweiht.

Die *Israelitische Religionsgesellschaft* (auch: Religionsgemeinschaft, genau: Synagogengemeinde der IRG) war eine buchstaben genau an der Thora orientierte jüdische Gemeinde Frankfurts. Die IRG nutzte

zunächst ein Gebäude in der Schützenstraße als Synagoge und Schule. Um die Wende zum 20. Jahrhundert war die Mitgliederzahl so stark angewachsen, dass man sich zum Bau einer neuen Synagoge im Ostend entschloss. Am 29. August 1907 fand die feierliche Einweihung statt. Der Zeitzeuge berichtet später „über die Einweihung der neuen Synagoge 1907, wo der Bürgermeister mit Zylinder in der ersten Reihe saß, Ansprachen hielt und der Polizeipräsident, und auch die besten Nichtjuden aus der Frankfurter Gesellschaft und der Umgebung und Regierungsrepräsentanten. (...) Es war eine Feier und ein Fest von bürgerlicher Zugehörigkeit, wie man es sich nicht eleganter, reicher und kultivierter vorstellen konnte. Die Frankfurter jüdische Kultur in ihrer Blüte.“

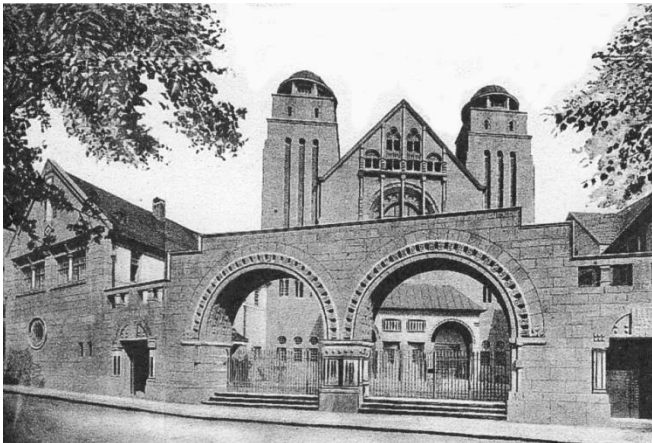


Abb. 7: Die im Sommer 1907 eingeweihte neue Synagoge in der Friedberger Anlage

Tatsächlich hatte die Eröffnung der neuen Synagoge in der Friedberger Anlage Strahlkraft weit über Frankfurt hinaus. Es wurden Ansichtskarten von dem neuen, prächtigen Bau gedruckt und die in Berlin erscheinende „Deutsche Bauzeitung“ berichtet in ihrer Ausgabe vom November 1907 umfangreich und mit vielen Fotos über das neue jüdische Gotteshaus.



Abb. 8: Westend-Synagoge in der Freiherr-vom-Stein-Straße

Die Einweihung der Westend-Synagoge 1910 symbolisiert das Neuerwachen des liberalen Judentums in Frankfurt am Main; sie stellt den vorläufigen Abschluss des Synagogenbaus in Frankfurt dar. Der Innenraum galt einer am aufwändigsten gestalteten in Deutsch-

land. Als einzige der großen Frankfurter Synagogen wurde sie bei den Novemberpogromen des Jahres 1938 nicht vollständig zerstört (siehe entsprechendes Kapitel). Während des Krieges diente die Westend-Synagoge zunächst als Kulissenlager für das Opernhaus und später als Lager für Möbel „fliegergeschädigter Volksgenossen“. Überlegungen, das vormalige jüdische Gotteshaus in einen Kino-, Konzert- oder Vortragssaal umzuwandeln, konnten nicht mehr in die Tat umgesetzt werden: Am 20. März 1944 fielen bei einem Fliegerangriff auf Frankfurt am Main Brandbomben in die Synagoge und zerstörten, was der „Reichskristallnacht“ nicht gänzlich zum Opfer gefallen war. In den 1950er Jahren erfolgte der Wiederaufbau. Die im Rahmen des Wiederaufbaus im Stil der fünfziger Jahre erfolgte Innenraumgestaltung ließ von der einstigen Pracht dieser Synagoge aber nichts mehr erahnen.⁴ In den achtziger und neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erfolgten dann Teil-Rekonstruktionen.



Abb. 9: Eine der kleineren Synagogen, hier im Stadtteil Bockenheim. Das Foto entstand 1934.

Im Jahr 1933 existierten in Frankfurt am Main neben den erwähnten großen jüdischen Gotteshäusern rund 40 mittlere und kleinere Synagogen in der Innenstadt und in den Stadtteilen.

Der heutige Stadtteil **Bockenheim** wurde bereits 1895 nach Frankfurt am Main eingemeindet. Zum Zeitpunkt der Eingemeindung war das ehemals verwalterisch zu Hanau gehörende Dorf bereits zu einer der bedeutendsten Industriestädte im Frankfurter Umland aufgestiegen. Vermutlich bereits seit vor 1736 hat es in Bockenheim eine kleine jüdische Gemeinde gegeben. Die Hanauer Grafen waren daran interessiert, durch die Ansiedlung jüdischer Familien die heimische Wirtschaft zu beleben und durch die Vergabe von Schutzbriefen ihre Einnahmen zu verbessern. Anders als in anderen Territorien genossen die Juden hier - gemäß der Hanauer Judenkapitulation von 1738 - lebenslanges Aufenthaltsrecht und fast gleiche Behandlung wie die christlichen Untertanen, außer Beschränkungen in

Religionsfragen und in ihrer Handelstätigkeit. Die um 1700/1750 hier ansässigen Juden lebten von der Metzgerei, vom Hausier- und Trödelwarenhandel und von Geldgeschäften. Im Zusammenhang der Erteilung des Stadtprivilegs (1822) durch den hessischen Kurfürsten Wilhelm I. wurden die jüdischen Bewohner Bockenheims gleichberechtigt. Nachdem die alte Synagoge Bockenheims 1865 wegen Baufälligkeit abgerissen worden war, konnte die finanzschwache Gemeinde einen bereits zwei Jahrzehnte zuvor genehmigten Neubau zunächst nicht realisieren. Erst im Jahre 1874 wurde der Synagogenneubau an der Schlossstraße fertiggestellt und eingeweiht. In einem Nebenraum des Synagogengebäudes befand sich die Mikwe. Nach der politischen Eingemeindung Bockenheims in die Metropole Frankfurt folgte bald auch der Anschluss der Kultusgemeinde an die Frankfurter jüdische Gemeinde, wobei die Bockenheimer Juden ihre religiös-orthodoxe Grundhaltung beibehielten.



Abb. 10: Höchst Synagoge am Marktplatz (heute Ettinghausen-Platz), eingeweiht am 14. Dezember 1905

Erstmals ist die Existenz einer jüdischen Familie in **Höchst** 1635 urkundlich nachgewiesen. Um 1805 - gegen Ende der kurmainzischen und zu Beginn der nassauischen Herrschaft - lebten in Höchst sechs jüdische Familien mit insgesamt 21 Personen. Bis ins beginnende 19. Jahrhunderts lebten die jüdischen Familien vom Geld- und Warenhandel, dann auch vom Handel mit Wein. Gottesdienste hielt die kleine Gemeinde zunächst in einem Privathause ab; 1806 richtete sie in einem Turm der nördlichen Stadtmauer ihr Bethaus ein, dem eine Mikwe angeschlossen war. An gleicher Stelle wurde ca. zehn Jahre später aus den Bruchsteinen des niedergelegten Turmes eine neue Synagoge erbaut. Im 19. Jahrhundert wuchs die jüdische Gemeinde von Höchst stark an, was auch ihre Finanzkraft stärkte. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war ein Synagogenneubau unausweichlich; im Frühjahr 1905 wurde die fast 90 Jahre alte Synagoge abgerissen und im Dezember 1905 an gleicher Stelle der Neubau eingeweiht.

Im Stadtteil **Griesheim** hat es eine sehr kleine jüdische Gemeinde gegeben. Begräbnisstätte für die Verstorbenen war zunächst der jüdische Friedhof in Rödelheim bzw. in Frankfurt. Ab ca. 1780 konnte ein eigener

Begräbnisplatz am Mainufer genutzt werden. Als dieses Gelände später für eine Industrieansiedlung gebraucht wurde, mussten die Gräber 1897 geräumt und die sterblichen Überreste von ca. 40 Verstorbenen auf ein Gräberfeld am Rande des neuen christlichen Friedhofs an der Waldschulstraße umgebettet werden.



Abb. 11 Rödelheimer Synagoge im Inselgäßchen 9; Zeichnung um 1920

Im heutigen Frankfurter Stadtteil **Rödelheim** waren seit dem Jahr 1290 Juden ansässig. 1838 wurde eine neue Synagoge im Inselgäßchen geweiht.

Im späten 18./frühen 19. Jahrhundert war die jüdische Gemeinde **Heddernheim** die größte im damaligen Herzogtum Nassau. In dem zum Kurfürstentum Mainz gehörenden Heddernheim soll es bereits im 12. Jahrhundert eine kleine jüdische Gemeinde gegeben haben. Nach 1700 sind jüdische Ansiedlungen in Heddernheim lückenlos nachweisbar. Zeitweise gehörten die Orte Niederursel und Eschborn zur Heddernheimer Gemeinde. Viele Heddernheimer Juden lebten zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor allem vom Klein-, Hausier- und Trödelhandel; dabei spielte die Nähe Frankfurts als Handelsplatz eine wichtige Rolle. Zahlreiche Heddernheimer Juden lebten damals in bitterer Armut. Ab den 1840er Jahren änderte sich die Berufsstruktur der hiesigen Judenschaft; immer mehr Handwerker und immer weniger „Handelsmänner“ gab es nun. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts setzte eine starke Abwanderung der Heddernheimer Juden in die Mainmetropole ein; das aufstrebende Frankfurt bot ihnen günstigere Lebensperspektiven als das dörfliche Heddernheim. Innerhalb nur weniger Jahrzehnte ging die Zahl der Heddernheimer Juden um zwei Drittel zurück; Folge war eine Verarmung der Gemeinde. Ab ca. 1900 fanden Gottesdienste nur noch an hohen Feiertagen statt. Trotz erster NS-Boykottaktionen soll sich in den ersten Jahren nach der Machtübernahme zunächst nur wenig im Zusammenleben jüdischer und „arischer“ Bewohner geändert haben.

In **Niederursel** bestand eine selbständige jüdische Gemeinde im 18. Jahrhundert. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehörten die am Ort lebenden jüdischen Personen / Familien zur Gemeinde Rödelheim, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Gemeinde in Heddernheim. In der zweiten Hälfte des 18.

Jahrhunderts war die Blütezeit der jüdischen Gemeinde in Niederursel. 1777 wurden 17 jüdische Familien gezählt. Zunächst war ein Betraum vorhanden (seit der Zeit um 1720/40), später eine Synagoge. Darüber liegen nur wenige Informationen vor. 1886 war die Synagoge noch vorhanden. Bei einer Umfrage unter den jüdischen Familien in Niederursel in diesem Jahr wurde darauf hingewiesen, dass die hier vorhandene Synagoge nicht mehr benutzt werde. An den Feiertagen würden die Niederurseler Juden in die Synagoge nach Heddernheim gehen. Das jüdische Gotteshaus muss schon einige Jahre zuvor geschlossen worden sein, weil es am Ort keinen "Minjan" mehr gab (zehn jüdische Männer als Mindestzahl für den Gottesdienst). Nach 1876 waren die Torarollen im Niederurseler jüdischen Friedhof begraben worden. Um 1886 gab es noch 18 jüdische Personen in den Familien in den Familien Schott und Grünebaum; Namen die auch mit der Gründung der Freiwilligen Feuerwehr des Stadtteils fest verbunden sind.

Standortbestimmung 1933

War die Frankfurter Feuerwehr „braun“?

Trotz des nach außen betonten und auch von der Öffentlichkeit gebilligten unpolitischen Charakters der Feuerwehr insgesamt gab es doch einzelne Feuerwehrmänner, die Mitglieder politischer Parteien waren und sich auch politisch betätigten. Während es scheinbar gar keine Kommunisten im Dienste der Feuerwehr gab, scheinen relativ viele Feuerwehrmänner Mitglied der SPD und der Eisernen Front (die Kampforganisation der SPD, die sich insbesondere auch gegen die Nazis richtete) gewesen zu sein. Angehörige der NSDAP scheinen es dagegen zunächst sehr schwer gehabt zu haben. Ihnen wurde unter dem Hinweis auf das damals bestehende Verbot, als Beamter der verfassungsfeindlichen NSDAP anzugehören, zumindest das Tragen der Parteiuniform im Dienst untersagt. Derartiges geht aus Denunziationen hervor, in denen nationalsozialistische Aktivisten ihre Vorgesetzten und Kollegen anschwärzten. Aus diesen Berichten geht ferner hervor, dass es auch nach dem 30. Januar 1933 innerhalb der Feuerwehr zu sehr heftigen politischen Auseinandersetzungen gekommen ist. So sollen Feuerwehrmänner, die der NSDAP angehörten, im Februar 1933 von ihren Kollegen als Nazilumpen tituliert worden sein. Einzelne Feuerwehrmänner hatten schließlich noch am 4. März 1933 versucht, Kollegen daran zu hindern, am Propagandamarsch der NSDAP teilzunehmen.

Obwohl auch die Aufsicht führende Behörde energisch forderte, dass *Maßnahmen gegen das Denunziantentum ergriffen werden, um anständige, sich der Bewegung voll hingebende Volksgenossen vor den Denunzianten zu schützen*, zeigen bereits diese Vorfälle dass die nationalsozialistische Machtergreifung auch innerhalb der geschlossen wirkenden Feuerwehr zu einer schwerwiegenden Störung des Zusammenlebens und der vielbeschworenen Kameradschaft unter den Feuerwehrmännern führte.

Und auch bei der Feuerwehr gab es neben Denunziationen das heute peinlich wirkende Bestreben, sich bei den neuen Machthabern anzubiedern. Beispielhaft sei dafür ein Schreiben des Vereins ehemaliger Berufsfeuerwehrmänner genannt, das am 24. Juni 1933 an den Oberbürgermeister gerichtet wurde. Hierin wird mitgeteilt, dass *in Würdigung der eingetretenen politischen Verhältnisse (...) der Verein aus sich heraus eine Gleichschaltung vorgenommen habe*. Dazu sei man umso mehr bereit gewesen, weil die Mitglieder dieses Vereins ja alle *aus dem Beamtenstande hervorgegangen seien, welcher nun wieder im neuen Nationalen Staate zu Ehren und Ansehen komme*. Die Versammlung sei mit einem dreifachen « Sieg Heil ! » sowie dem Absingen des Deutschland-Liedes beendet worden, *das von den alten Kämpen feierlich ertönte*.⁵

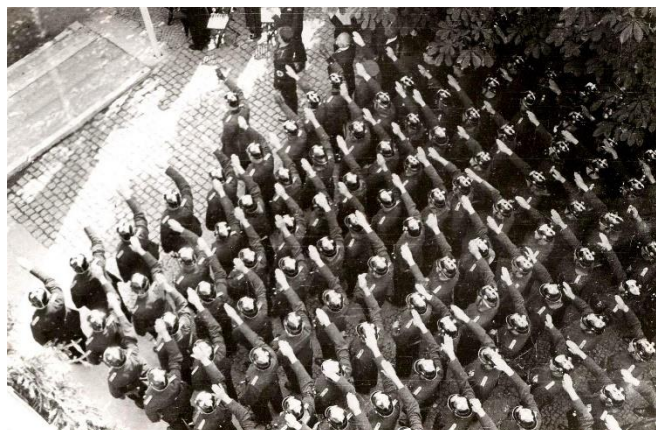


Abb. 12 u. 13 Einweihung des Gedenksteins in der Feuerwache Burgstraße am 1. Mai 1933

Ein Beispiel dafür, wie die Feuerwehr bereits früh instrumentalisiert wurde, sich aber (zumindest in Teilen) auch instrumentalisieren ließ, belegt eine ganze Fotoserie, die im Museumsarchiv der Frankfurter Feuerwehr zu finden ist. Sie zeigt die Einweihung eines Gedenksteines *zu Ehren der Gefallenen Kameraden des Großen Krieges*⁶ im Hof der Feuerwache an der Burgstraße am 1. Mai 1933. In der mit Fahnen und Blumen geschmückten Anlage sind die Frankfurter Nazi-Prominenz und Kräfte der SA versammelt, ebenso ist die Feuerwehr mit großer Mannschaftsstärke und allen Führungskräften angetreten. Nach der feierlichen Rede des NSDAP-Funktionärs am Gedenkstein, die ergriffen von den Feuerwehrleuten verfolgt wurde, tritt der kommissarische Leiter der Feuerwehr, Heinrich Buck (auf dem oberen Foto mit Uniform und Armbinde) zum „Deutschen Gruß“ an, der von der anwesenden Mannschaft beantwortet wird.

So abstoßend oder unfreiwillig komisch man die beschriebenen Denunziationen und freiwillige Unterwürfigkeit empfinden mag, so sehr ist darauf hinzuweisen, dass die so genannte Säuberung und Gleichschaltung auch vor der Feuerwehr nicht haltmachte.

„Kain, wo ist dein Bruder Abel...?“

Schicksale jüdischer Mitglieder der Frankfurter Feuerwehr

Als Adolf Hitler am 30. Januar 1933 im Hotel Kaiserhof vor seine Anhänger tritt, ahnt noch niemand, wie schnell und gründlich die Nationalsozialisten daran gehen werden, den deutschen Staat nach ihren Vorstellungen grundlegend umzugestalten.

Das Jahr 1933 und die Jahre danach bringen der Feuerwehr allumfassende Veränderungen, die alle zu nennen den Rahmen dieser Ausarbeitungen bei weitem sprengen würden und auch hier nicht das Thema sind. Daher hier nur ein paar grundsätzlich Hintergrundinformationen. Für eine weitergehende Beschäftigung mit dem Thema sei die 1986 erschienene Buchreihe „Das Leben in Frankfurt zur NS-Zeit von Professor Wolfgang Wippermann empfohlen. Im Band III findet sich eine längere Analyse mit dem Titel „Die Frankfurter Feuerwehr im Dritten Reich – Eine Fallstudie“.

Obwohl Frankfurt am Main über eine besonders große jüdische Gemeinde verfügt hat, ist über jüdische Angehörige der Feuerwehr, die dann ab 1933 ebenfalls recht schnell aus den Wehren entfernt wurden, nicht viel zu erfahren. Einige Fälle konnten jedoch ermittelt werden; überwiegend ohne dass der gesamte Hintergrund der Person, des Eintritts und des Ausschlusses aus der Wehr ermittelt werden konnte:

Berufsfeuerwehr (Feuerlöschpolizei)

Am 7. April 1933 verabschiedet die Reichsregierung das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums. Es gehörte zu den abschließenden Maßnahmen der „nationalen Revolution“, die den Übergang zu staatlich geordneten Regelungen einleiten sollen. In diesem Zusammenhang interessieren § 3 und § 4 des Gesetzes, die für „Nichtarier“ und „national Unzuverlässige“ die Versetzung in den Ruhestand bestimmen.⁷

Kraft seines Amtes und dazu in vorausgehendem Gehorsam verfügt der Frankfurter Oberbürgermeister Krebs bereits zehn Tage vor Inkrafttreten dieses Gesetzes die Beurlaubung beziehungsweise Entlassung städtischer Beamter und Angestellter. Laut Aktennotiz des Personaldezernenten vom 13. April 1933 sind danach in der Anfangsphase allein 81 Beschäftigte jüdischer Herkunft betroffen, sieben sogar unabhängig von der Verfügung.

Allerdings muss sich Krebs schon bald korrigieren, denn das genannte Gesetz wird mit § 3 (2) den „Frontkämpfer-Paragraphen“ einführen, wonach einige Kündigungen wieder aufzuheben sind. Die auf Drängen Hindenburgs eingeführte Ausnahmeregelung wendet sich gegen die Entlassung von Juden, „die bereits vor dem 1. August 1914 Beamte gewesen waren oder die im Weltkrieg an der Front für das Deutsche Reich oder seine Verbündeten gekämpft“ hatten.

Die Nationalsozialisten hatten diesem Anliegen des Reichspräsidenten stattgegeben; gingen sie doch davon aus, dass Juden wie auch Kommunisten ihrer „nationalen Pflicht“ eher unzureichend genügt hätten und das sich deshalb nur wenige auf die Ausnahme berufen würden. Ein überaus großer Personenkreis erbrachte indes den Nachweis über die Teilnahme am Ersten Weltkrieg – nicht zuletzt in Form hoher Verdienstorden, so dass auch in der Frankfurter Stadtverwaltung Wiedereinstellungen vorzunehmen waren.⁸

Einen weiteren und entscheidenden Schritt in der Diskriminierung und Verfolgung der Juden taten die Nazis im September 1935. Während des „Reichsparteitages“ in Nürnberg verkündete Hitler das *Reichsbürgergesetz* und das *Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre*; beide Gesetze werden fortan als die *Nürnberger Gesetze* bezeichnet. Juden waren damit endgültig Staatsangehörige minderen Rechts.

Eine gezielte Suche nach den im Jahr 1933 entlassenen 81 städtischen Mitarbeitern ist wohl nicht möglich; eine Namensliste scheint nicht oder nicht mehr zu existieren. In der Aktennotiz des Personaldezernenten über die aufgrund des Rundschreibens vom 28.3.1933 entlassenen bzw. beurlaubten jüdischen Beamten und Angestellten⁹ findet sich nur eine Auflistung nach Anstellungs- bzw. Dienstverhältnis mit jeweiliger Anzahl der betroffenen Personen, es sind aber weder Namen genannt noch die betroffenen Behörden und Institutionen. Unabhängig von dieser Liste konnten für die Berufsfeuerwehr aber zwei Fälle entdeckt werden, bei denen sich Verwandtschaft oder auch nur Bekanntschaft mit Juden für die Beamten negativ auswirkten:

■ Karl Pfeffer

Der Feuerwehrbeamte Karl Pfeffer wurde am 5. Oktober 1905 geboren und trat am 16. August 1928, also im Alter von 22 Jahren, in die Berufsfeuerwehr der Stadt Frankfurt ein. Als er im Jahr 1933 den „Ariernachweis“ erbringen muss, wird festgestellt, dass seine Großeltern mütterlicherseits Juden waren. Dies reicht, um seine Entlassung nach § 3 des Berufsbeamtengesetzes zu begründen.

Pfeffer erreicht jedoch zunächst, dass eine Ausnahme gemacht wird, da er Nachweise vorlegen kann, dass er seit September 1927 dem „Stahlhelm“ angehört und „an aktiven Tätigkeiten im Kampfe gegen die Feinde der nationalen Erhebung (Straßen- und Saalschlachten) teilgenommen“ habe.

Im Herbst 1935 (am 15. September 1935 waren in Nürnberg das „Reichsbürgergesetz“ und das „Gesetz

zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ erlassen worden) holen die Bestimmungen des Berufsbeamtengesetzes und deren Auslegung Pfeffer aber wieder ein. Der Personalamtsleiter bittet höherenorts schriftlich um eine Entscheidung:

Der nichtarische Feuerwehrmann Karl Pfeffer, Feuerlöschpolizei, der aufgrund der Ausnahmestimmungen des § 3 der Wiederherstellungsgesetzes im städtischen Dienst belassen wurde, erfüllt hinsichtlich der Dauer seiner ausserplanmässigen Dienstzeit die Voraussetzungen für die planmässige Anstellung. Da nichtarische Bedienstete, die im städtischen Dienst weiterbeschäftigt werden dürfen, m.E. nicht als planmässige Beamte angestellt werden sollten, bin ich der Auffassung, dass die planmässige Anstellung des apl. Feuerwehrmanns Karl Pfeffer unterbleiben sollte.

Der Genannte kann jedoch in seinem bisherigen Anstellungsverhältnis als „Beamter zur Vorbereitung“ nach den beamtenrechtlichen Vorschriften nicht für dauernd belassen werden. Ich schlage daher vor, ihm das Dienstverhältnis zum nächstzulässigen Zeitpunkt, d.i. der 31.12.1935, zu kündigen und ihn in das Tarifangestelltenverhältnis zu übernehmen. Pfeffer ist zur Hälfte Nichtarier, fällt also nicht unter den Erlass des RuPrMdl v. 30.9.1935 – II SB 6100/30.9., betr. Beurlaubung von nichtarischen Bediensteten.

Ich bitte, hiernach folgende Verfügung zu erlassen: „Dem apl. Feuerwehrmann Karl Pfeffer, Feuerlöschpolizei, wird das Dienstverhältnis als apl. Feuerwehrmann (Beamter in Vorbereitung) zum 31.12.1935 gekündigt, weil er nichtarischer Abstammung ist. Nach Ablauf der Kündigungsfrist kann der Genannte im Angestelltentarifverhältnis weiter beschäftigt werden.“¹⁰

Tatsächlich wird Karl Pfeffer dann zum 31.01.1936 aus dem Feuerwehrdienst entlassen, bleibt aber bei der Feuerwehr als Tarifangestellter beschäftigt (in welchem Bereich ist nicht bekannt).

Nach dem Krieg wird Pfeffer, wie andere auch, wieder in den regulären Feuerwehrdienst übernommen. Mit Ablauf des Monats Mai 1962 wird er dann in den Ruhestand versetzt. Besoldungsgruppe zu diesem Zeitpunkt A7 (Brandmeister), Personalnummer 1753, Stellennummer 7100 112. Besoldungsdienstalter wurde berechnet seit dem 01.08.1937 (!).

In einer Frankfurter Tageszeitung, die im April 1933 über die Veränderungen berichtet, ist auch bereits zu lesen:

„Jeder Verkehr des Beamten mit Juden, auch mit den sogenannten „anständigen“, ist selbstverständlich unzulässig, wenn er nicht nur in geschäftlichen Dingen erfolgt und sich dann auf das unumgänglich notwendige Maß beschränkt.“

Das dies sehr ernst gemeint ist und Zuwiderhandlungen Folgen haben, bekommt ein Feuerwehrbeamter schnell zu spüren:

■ Mickeler, (Vorname nicht bekannt)

In den Magistratsakten¹¹ findet sich ein Schreiben des Personaldezernenten der Stadt an die SS-Standarte vom 24. November 1933. Hierin geht es um den Berufsfeuerwehrmann Mickeler, der eine städtische Dienstwohnung bewohnt. Die volljährige Tochter Mickelers lebt ebenfalls mit in der Wohnung; sie ist mit einem jüdischgläubigen jungen Mann liiert. Diese Tatsache reichte, um den Feuerwehrmann zum Verhör beim Personaldezernenten zu bestellen. Dieser berichtet der SS danach:

„Im Nachgang zu meinem Schreiben vom 12.9.1933, Verhältnis der Tochter des Feuerwehrmannes Mickeler mit einem Juden betr., teile ich nach Prüfung der Angelegenheit mit, dass Feuerwehrmann Mickeler bei seiner Vernehmung erklärt hat, es handele sich im vorliegenden Falle um ein ernstes Verhältnis seiner Tochter. Der in Betracht kommende Jude habe ihm erklärt, seine Tochter heiraten zu wollen. Der Jude habe auch nur kurze Zeit bei Ihm gewohnt. Bereits im September ds. Js. sei er ausgezogen. Die bisher bewohnte Dienstwohnung hat Mickeler gekündigt. Die Tochter des Feuerwehrmanns Mickeler ist volljährig. Mit Rücksicht hierauf und da es sich nach Angabe des Feuerwehrmanns Mickeler um ein ernstes Verhältnis seiner Tochter mit Eheversprechen handelt, verspreche ich mir von weiteren Maßnahmen meinerseits keinen Erfolg, umsomehr als ich im vorliegenden Fall leider keine Handhabe besitze, disziplinarisch gegen ihn vorzugehen.“

Ob der Feuerwehrmann Mickeler durch den Auszug aus der Dienstwohnung weitere Konsequenzen für sich abwehren konnte, ist nicht mehr zu ermitteln; die betreffenden Personalakte hat den Krieg wohl nicht überstanden.

Freiwillige Feuerwehr Höchst

Erste Hinweise auf ehemalige jüdische Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr Höchst finden sich in dem Buch „Die vergessenen Nachbarn – Juden in Höchst“. Hier heißt es:

„Die Freiwillige Feuerwehr feierte 1927 ihr 75jähriges Bestehen. Die Festschrift erwähnt drei jüdische Mitglieder und führt im Ehrenausschuss zehn weitere Namen jüdischer Geschäftsleute, Kommunalpolitiker, Juristen und Ärzte auf. Ferner wurden die Vereinsmitglieder, die im 1. Weltkrieg ausgezeichnet wurden, geehrt, unter ihnen Berthold Ettinghausen.“

Die in der Festschrift zum 75jährigen Besten der Feuerwehr Höchst aufgeführten jüdischen Mitglieder der Wehr sind Berthold Ettinghausen, David Holzmann und Norbert Schreiber.

Noch am besten dokumentiert ist das Schicksal der Familie Ettinghausen, nach der heute der Platz in Höchst benannt ist, an dem am 10. November 1938 die Synagoge niedergebrannt wurde. Die Familie Ettinghausen war zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Heddernheim nach Höchst gezogen. Sie war in der jüdischen Gemeinde, im Wirtschafts- und Vereinsleben

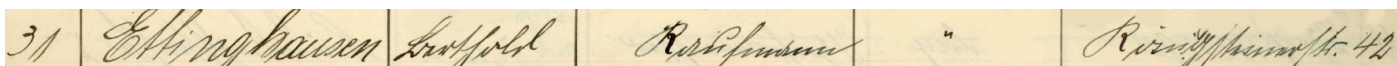


Abb 14: In einer bis 1935 geführten Mitgliederliste der Freiwilligen Feuerwehr Höchst wird unter der laufenden Nummer 31 der Ettinghausen, Berthold, Beruf Kaufmann, Wohnort Frankfurt-Höchst, Königsteiner Straße 42 noch als Ehrenmitglied geführt.

und in der Kommunalpolitik aktiv. Familienvorstand Max Ettinghausen war Stadtverordneter, Gemeindevorsteher und Wohltäter: zu Beginn des Ersten Weltkrieges, als die Mehlpreise stark anstiegen, stellte er sein gesamtes Lager mit 20.000 Pfund Weizenmehl zu Pfennigbeträgen Bedürftigen zur Verfügung. Die Familie trug auch 1905 den Bau der Höchster Synagoge mit.

■ Berthold Ettinghausen

Max Ettinghausens Neffe Berthold wurde am 27. April 1884 in Höchst geboren. Er war Großhandelskaufmann und ab 1930 Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde in Höchst. Als junger Mann trat er in die Freiwillige Feuerwehr Höchst ein; das genaue Eintrittsdatum konnte nicht ermittelt werden¹². Es muss jedoch vor Ausbruch des ersten Weltkrieges liegen, denn die regionale Feuerwehrzeitschrift „Nassauische Feuerwehrrichten“ berichtet im Dezember 1915, dass der „Verbandskamerad“ Berthold Ettinghausen aus Höchst mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse geehrt wurde.¹³ Die bereits erwähnte Festschrift von 1927 belegt, dass Ettinghausen zu diesem Zeitpunkt bereits ein langjähriger Kamerad der Freiwilligen Feuerwehr war. In einer bis 1935 laufenden Mitgliederliste der Freiwilligen Feuerwehr Höchst wird Berthold Ettinghausen noch als der „Ehrenmitglieder“ geführt.

Die Zerstörung der von Max Ettinghausen maßgeblich initiierten Synagoge erlebte sein Neffe Berthold, der seit 1930 Vorsteher der Gemeinde war. Er emigrierte 1939 mit seiner Familie und wenigen Habseligkeiten in die USA. Das ihm im 1. Weltkrieg verliehene Eisene Kreuz hatte er verbittert in den Müll geworfen.¹⁴

Zuvor war Berthold Ettinghausen noch an der Rettung einer wertvollen Torarolle aus der Höchster Synagoge beteiligt. Ein Nicht-Jude hatte sie ihm in jener Novembarnacht unversehrt gebracht. Diese Torarolle existiert noch heute, und zwar in der Synagoge von Boston (USA). Berthold Ettinghausen verstarb am 2. Mai 1957 in Miami Beach/Florida.



Abb. 15: Hinweisschild in Höchst

Der Ettinghausen-Platz in Höchst

In Höchst erinnert heute die Bezeichnung eines Platzes an den Namen Familie Ettinghausen als Mäzene und Förderer von Höchst.

Max Ettinghausen starb 1933 fast achtzigjährig als geschätzter, wohlthätiger Bürger und wurde mit einem großen Begräbnis unter reger Anteilnahme in Bad Soden bestattet. Berta Ettinghausen zog nach dem Tod ihres Mannes in die Innenstadt von Frankfurt, emigrierte von dort nach Westerbork in Holland, wurde im Mai 1943 von dort deportiert und in das Vernichtungslager Sobibor verschleppt, wo sie im Alter von 81 Jahren ermordet wurde.

1991 wurde zum ersten Mal der Antrag gestellt, den Platz zu benennen, an dem die Synagoge stand. Es sollte nicht irgendeine Name sein. Ein Straßenschild sollte dort, neben dem Höchster Markt, wo anstelle der Synagoge heute ein Bunker steht, deutlich auf die Familie Ettinghausen hinweisen. Nun hängt das Straßenschild. Nur die anhängende Erläuterungstafel war zunächst nicht nach dem Wunsch des für den Frankfurter Westen zuständigen Ortsbeirats 6. Der hatte einen biografischen Hinweis gefordert; das Schild verwies aber zunächst nur auf Max Ettinghausen und seine Frau. Die Antragsteller wollten die gesamte Familie Ettinghausen würdigen, die über Generationen hinweg die Vorstandmitglieder der jüdischen Gemeinde stellte, deren Angehörige Stadtverordnete und Mäzen waren. Allen Ettinghausens, so auch Berthold, wollte der Ortsbeirat mit der Taufe des Platzes, an dem die Nazis nach der Zerstörung der Synagoge den Bunker bauen ließen, ein Andenken setzen.¹⁵

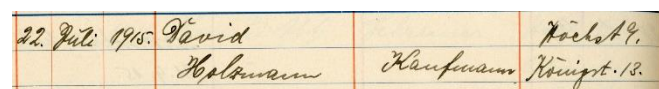


Abb. 16: Eintrittsvermerk für David Holzmann im Stammbuch der Freiwilligen Feuerwehr Höchst

■ David Holzmann

Der 1875 geborene David Holzmann trat am 22. Juli 1915 in die Freiwillige Feuerwehr Höchst ein. Eine alte Stammliste der Feuerwehr verzeichnet ihn mit dem Beruf Kaufmann und dem Wohnsitz Königsteiner Straße 13. Bereits ab dem 16. Februar 1916 wird Holzmann dann aber „passiv“ geführt; der Grund ist nicht bekannt.

Holzmann erlebte die Verfolgung nicht mehr, denn er verstarb bereits 1931; weiteres war über ihn leider nicht in Erfahrung zu bringen.

■ Norbert Schreiber

Norbert Schneider wurde am 30. Dezember 1861 in Schrimm/Posen geboren. Er wurde Rechtsanwalt und Notar; kam als Justizrat nach Höchst. Er war Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde in Höchst, seit 1939 Stadtverordneter mit Parteibuch der Deutschen Demokratischen Deutschen Partei (DDP)¹⁶ und von 1907 bis

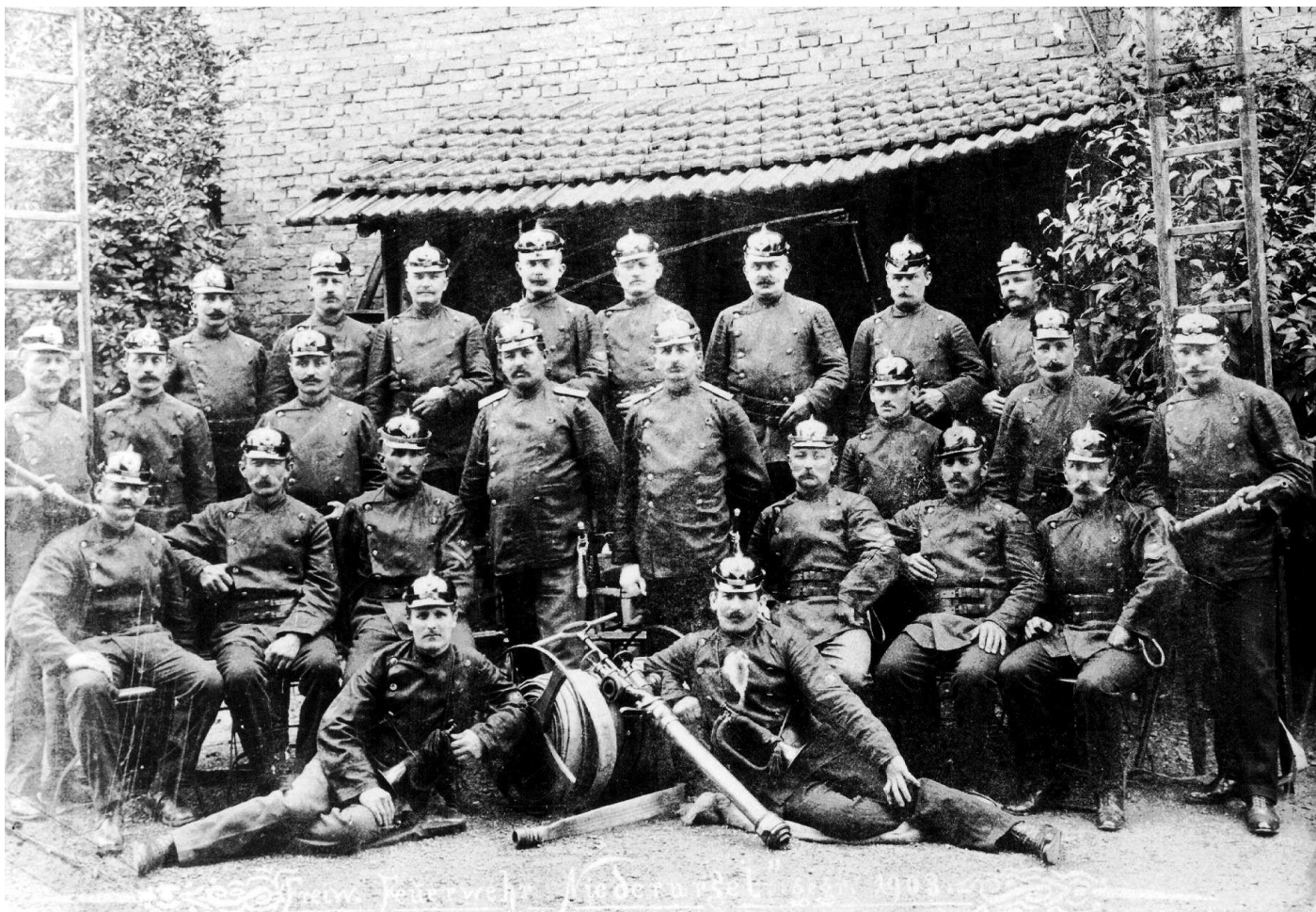


Abb. 17: Das erste Gruppenfoto der FF Niederursel¹⁷ aus dem Jahr 1913. In der oberen Reihe steht Moritz Kiefer, in der mittleren Reihe das Gründungsmitglied Bernhard Schott; vorn (halbliiegend, rechts) das Gründungsmitglied Leopold Grünebaum

1923 Vorsitzender der AOK. 1933 erhielt Schreiber Hausverbot beim Amtsgericht Höchst; es gibt ein Dokument, dass sich seine Kollegen für ihn eingesetzt haben.

In derselben alten Mitgliederliste der Freiwilligen Feuerwehr Höchst, in der Berthold Ettinghausen noch als Ehrenmitglied erwähnt wird, wird auch Norbert Schneider noch als Ehrenmitglied erwähnt. Als Wohnsitz wird die Kasinostraße 29 verzeichnet.

1934 zog er von Höchst nach Frankfurt (Körnerwiese 8). Im August 1939 gelingt es ihm, mit seiner Frau nach Seattle/USA auszuwandern, wo er 1950 verstirbt.

- Kain, wo ist dein Bruder Abel? -

Dass man nach dem Zusammenbruch 1945 an die dunklen Seiten der jüngsten Geschichte nicht mehr erinnert werden und diese Zeit irgendwie „ausmerzen“ wollte, beweisen auch die teilweise noch erhaltenen Mitgliederbücher der Freiwilligen Feuerwehr Höchst. Nach dem Krieg, mutmaßlich 1953, wurde in mühevoller Kleinarbeit ein neues Mitgliedsbuch angelegt, das vorgibt, die Mitglieder der Wehr von 1899 bis 1953 verzeichnet zu haben. Die Namen der drei jüdischen Kameraden der Wehr, selbst die zwei, die zwanzig Jahre zuvor noch als *Ehrenmitglieder* verzeichnet wurden, findet man aber hierin nicht mehr...

Freiwillige Feuerwehr Niederursel

■ Bernhard Schott

Gründungsmitglied der FF Niederursel.
Ausschluss aus der Wehr nach Beginn der NS-Zeit.

Bernhard Schott wurde am 2. September 1873 in Niederursel geboren. Die Familie wohnte in der Spiels-gasse 8. Am 15. September heiratete er seine Ehefrau Pauline, mit der er fünf Kinder hatte.

Vier der Kinder haben durch Emigration in die USA überlebt. Pauline Schott, Tochter Lina (geb. 1907) und deren zwei Kinder Wanda und Denny wurden 1942 deportiert und ermordet. Pauline in Theresienstadt, Lina und die 12 und 2 Jahre alten Kinder unbekanntem Ort. Bernhard Schott starb bereits 1936.

■ Leopold Grünebaum

Gründungsmitglied der FF Niederursel.
Ausschluss aus der Wehr nach Beginn der NS-Zeit.

Die Familie Grünebaum hat lange Zeit in Niederursel gelebt, bei der Volkszählung 1939 aber bereits in Frankfurt. Genauere Unterlagen waren nicht zu finden; das Frankfurter Deportationsbuch verzeichnet aber einen Leo Grünebaum (geb. 12.02.1891), der nach Auschwitz deportiert wurde und einen Leopold Grünebaum (geb. 27.01.1875), der am 27. Oktober 1943 nach Theresienstadt deportiert wurde.

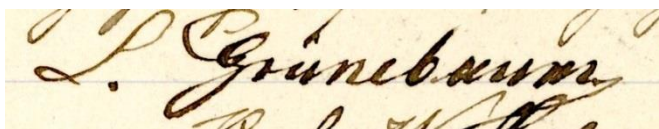


Abb. 18: Leopold Grünebaums Unterschrift im Kassensbuch der Freiwilligen Feuerwehr Niederursel (1912)

■ Moritz Kiefer

Eines der ersten Mitglieder der noch jungen FF Niederursel. Ausschluss aus der Wehr nach Beginn der NS-Zeit.

Über Moritz Kiefer konnten keine genaueren Angaben gefunden werden. Möglicherweise ist er Sohn von Leopold Kiefer (geb. am 16.07.1874 in Niederursel) oder Moses Kiefer (geboren am 10.01.1882 in Niederursel). Möglicherweise sind aber Moritz/Moses identisch; verschiedenartige Benennungen ein und der gleichen Person mit einem „hebräischen“ Namen als tatsächlichen und einem weniger jüdisch klingenden Namen außerhalb der jüdischen Gemeinde waren durchaus üblich. 1935 wohnten die Personen aber nicht mehr in Niederursel, sondern in der Innenstadt.

Von Leopold Kiefer und seiner Frau Ida ist bekannt, dass sie deportiert und ermordet wurden. Über Moritz/Moses konnten keine Unterlagen gefunden werden, an denen sich die weitere Spur verfolgen lässt.

Rotes Kreuz Bergen-Enkheim

Eine Organisation, die seit jeher mit der Feuerwehr eng zusammenarbeitet, ist das Rote Kreuz. Da mir bei der Recherche auch Hinweise auf ausgeschlossene Rot-Kreuz-Angehörige bekannt wurden, möchte ich deren Erwähnung, auch wenn es sich hier um eine Feuerwehr-Dokumentation handelt, nicht unterlassen:

■ Dr. Rudolf Freudenberger

Dr. med. Rudolf Freudenberger wurde am 23. März 1893 in Memmelsdorf (Unterfranken) als Sohn eines Lehrerehepaares geboren. Er besuchte die Volksschule in Rettendorf, machte sein Abitur 1912 im Humanistischen Gymnasium in Bamberg und begann im gleichen Jahr an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg sein Medizinstudium. Von 1924 bis 1919 war er Kriegsteilnehmer; 1919 nahm er sein Studium wieder auf und schloss es 1920 mit der Promotion zum Dr. med. ab. Ein Jahr später zog Dr. Freudenberger nach Bergen, wo er als Praktischer Arzt zunächst in der Marktstraße 68 und später in der Steingasse 30 (heute Röhrborngasse) arbeitete. Er erfreute sich großer Be-

liebtheit und war wegen seines besonderen Engagements für seine Patienten allenthalben geschätzt. Es ist bekannt, dass er seine Hilfsbereitschaft ohne Ansehen der Person auch armen Patienten ohne Bezahlung angeheißen ließ.

1924 wurde Dr. Freudenberger Kolonnenarzt der Freiwilligen Sanitätskolonne des Roten Kreuzes Bergen-Enkheim. Seit dem Boykott des 1. April 1933 gaben die Nationalsozialisten Anweisung, jüdische Ärzte nicht mehr zu konsultieren. Dr. Freudenberger musste seine Funktion als offiziellen Kolonnenführer des Roten Kreuzes aufgeben. Das Rote Kreuz schloss ihn aber nicht aus; er wurde sofort nach der Amtsniederlegung zum ehrenamtlichen Ersten Kolonnenführer auf Lebenszeit ernannt!

Als ihm bekannt wurde, dass vom 1. Oktober 1938 an alle jüdischen Ärzte, einschließlich der Kriegsteilnehmer, von der Ausübung des Arztberufes endgültig ausgeschlossen werden sollten, entschloss er sich im mit seiner Familie in die USA auszuwandern. Er starb am 10. November 1961 in New York.¹⁸



Abb. 19: Rettungswagen der Sanitätskolonne des Deutschen Roten Kreuzes, Ortsgruppe Bergen-Enkheim. 6. von links ist Dr. Freudenberger

■ Wilhelm Hirsch

Der 1890 in Bergen geborene Polstermeister und Dekorateur Wilhelm Hirsch war Mitbegründer der 1911 gegründeten Ortsgruppe des Roten Kreuzes.

Wilhelm Hirsch, seine Frau Frieda und Sohn Joachim wurden am 5. September 1942 aus Bergen verschleppt, nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.¹⁹

„Die Synagogen brennen!“

Was tut die Frankfurter Feuerwehr?



Abb. 20: Nach der Reichspogromnacht im November 1938, zynisch wegen des Geräusches von klirrendem Glas auch „Reichskristallnacht“ genannt, brennt die Hauptsynagoge am Börneplatz. Um linken unteren Bildrand sieht man einen LKW (SA?), der eine Drehleiter der Feuerwehr verdeckt. Die Feuerwehr ist aufgefahren, beschränkt sich aber auf den Schutz der Nachbarschaft

Die jüdische Gemeinde Frankfurts war in sich in einen orthodoxen und einen reformierten Flügel geteilt. Der orthodoxe Flügel hatte seine große Synagoge am Börneplatz (Innenstadt), der reformierte hatte seine große Synagoge in der Freiherr-vom-Stein-Straße (Westend). Die Hauptsynagoge an der Börnestraße wurde gemeinsam benutzt.

Die Israelitische Religionsgesellschaft (auch: Religionsgemeinschaft, genau: Synagogengemeinde der IRG) war eine buchstaben genau an der Thora orientierte jüdische Gemeinde Frankfurts. Ihre große Synagoge befand sich an der Friedberger Anlage (Ostend).

Weitere mittlere und kleine Synagogen sind im gesamten Stadtgebiet (insbesondere auch Höchst, Heddernheim und Rödelheim) zu finden.

Synagogenbrände im November 1938

Im Herbst 1938 eskalierte die Leidenszeit auch der Frankfurter jüdischen Bevölkerung in unmittelbar auf die „Reichskristallnacht“ einsetzenden Plünderungen, Verhaftungen, Mißhandlungen, Deportationen und in der Vernichtung. Ausgelöst durch die Ermordung Ernst von Raths²⁰ in Paris, wurden in der „Reichskristallnacht“ die Synagogen in Brand gesteckt und die jüdischen Geschäfte verwüstet.

Im Vergleich zu anderen deutschen Städten wies das Novemberpogrom in Frankfurt *eine besonders radikale und brutale Färbung auf*²¹, möglicherweise, weil sowohl Opfer als auch Täter des Attentates von Paris in Beziehung zu Frankfurt standen. Ernst vom Rath stammte aus Frankfurt; Herschel Grüns span (Grynspan) hatte als Schüler die Rabbinische Lehranstalt von Jakob Hoffmann besucht.

„Als spontaner Ausdruck gegen die Juden und ihre in aller Welt gegen Deutschland entfachte Hetze hatte sich in allen Teilen der Stadt eine starke Volksbewegung bemerkbar gemacht“ hieß es im Bericht des NS-Gaudienstes vom 10. November. Tatsächlich war es „auf Befehl der Parteileitung und mit Billigung der Regierung Adolf Hitlers“ geschehen, wie es der erste Frankfurter Oberbürgermeister nach dem Zweiten Weltkrieg, Kurt Blaum, im Jahre 1946 auf der Gedenkveranstaltung an die „Reichskristallnacht“ sagte.

In Kurt Blaums Rede hieß es unter anderem weiter: „So wie die Polizei, ohne der Zerstörung und Plünderung der jüdischen Geschäfte Einhalt zu gebieten, unter schwerster Verletzung ihrer Pflicht zur Sicherung von Leben und Eigentum der Staatsbürger dem Treiben der SS zusah – ebenso ward der Feuerwehr verboten, den Brand der Synagogen zu löschen. Sie musste sich auf die Rettung der benachbarten Gebäude beschränken.“²²

Frankfurts Polizeipräsident Adolf Beckerle, seit 1922 NSDAP-Mitglied, setzte am 9. November noch vom „Kameradschaftsabend“ in München telefonisch SA, HJ und andere in Bewegung. In den frühen Morgenstunden zündeten SA und HJ die Synagogen an. Die Feuerwehr beschränkte sich auftragsgemäß, bzw. von der SA am Löschen gehindert, auf die Sicherung der benachbarten Gebäude. „Sämtliche Frankfurter Synagogen fielen der allgemeinen und von allen Bevölkerungsschichten getragenen, mitreißenden Demonstration zum Opfer“, meldete die „Frankfurter Zeitung“ am 11. November 1938...

Am Morgen des 10. November 1938 brannten auch in Frankfurt die Synagogen, zerstörten Rollkommandos die „jüdischen“ Geschäfte und liefen Massenverhaftungen an. Der Terror in Frankfurt traf die jüdischen Menschen nicht weniger gewalttätig und brutal wie im gesamten damaligen Reichsgebiet. Frankfurt hatte vor Das Lagerhaus im Industriegebiet West, in dem es am 10. November brannte, gehörte den jüdischen Kaufleuten Ludwig und Max Groedel, die Firma Eduard Groedel. Es ist wohl kein Zufall, dass es hier am Tage des Pogroms brannte. Nähere Einzelheiten sind unbekannt.²³ Das berühmte Rothschild-Haus, der Geburtsort der „Fünf Frankfurter“, das jahrzehntelang als Museum erhalten geblieben war, sowie einige Geschäfte wurden ebenfalls niedergebrannt.²⁴ Nach einer anonymen Zeitzeugenerinnerung wurde selbst das Waisenhaus im Röderbergweg 87, wo einige hundert Kinder untergebracht waren, nicht verschont. Die Kinder wurden auf

die Straße gesetzt und die Einrichtung vollkommen zerstört und verbrannt.²⁵

1933 hat Frankfurt am Main den relativ höchsten jüdischen Bevölkerungsanteil aller deutschen Großstädte gehabt. Die Lebenswelt der Stadt war seit dem 19. Jahrhundert in unvergleichlicher Weise auch jüdische Lebenswelt geworden. In der Geschichte des antisemitischen Terrors seit 1933 hatte das mit bitterer Ironie „Reichskristallnacht“ (bezog sich auf das Klirren der eingeworfenen Schaufensterscheiben jüdischer Geschäfte) genannte Novemberpogrom die endgültige Entwurzelung der jüdischen Bevölkerung zum Ziel. Die Vernichtung aller Tradition und lebensweltlicher Existenz sollte zu einer Vorstufe der Vernichtung der Menschen, zur Vorstufe der „Endlösung“ werden.²⁶ Über den *Sachschaden*, der im Deutschen Reich beim „Kristallnacht“-Terror entstand, kam es zu Meinungsverschiedenheiten unter den Naziführern. Sachwerte wurden in Höhe von 225 Millionen Reichsmark zerstört, allein die zerschlagenen Fensterscheiben kosteten 10 Millionen Reichsmark. Göring verurteilte aus wirtschaftlichen Erwägungen die Zerstörungen; er hätte es lieber gesehen, wenn statt dessen 200 Juden umgebracht worden wären.²⁷

Aus den Städten des Deutschen Reiches, in denen jüdisches Gotteshäuser niedergebrannt wurden, gibt es sehr unterschiedliche Berichte über das Verhalten der Feuerwehr. In den meisten Berichten ist die Rede davon, dass die Feuerwehr, durch die SA am Löschen gehindert oder aus freien Stücken, passiv blieb oder ihren Einsatz auf den Schutz der Nachbargebäude beschränkte. Dies scheint auch in Frankfurt am Main das Grundmuster im Verhalten der Feuerwehr gewesen zu sein. Vereinzelt gab es aus verschiedenen Städten und Gemeinden des Reiches auch Meldungen, dass sich die Feuerwehr mit ihrem Fachwissen und auch aktiv tätig an den Brandlegungen beteiligt haben soll. Solche Vorfälle sind für Frankfurt am Main nicht belegt. Im Gegenteil: Zumindest in einem Fall muss die Feuerwehr wohl *gegen ausdrücklichen Befehl* die Löscharbeiten an einer Synagoge aufgenommen haben...

Nachdem die Inneneinrichtung der Synagogen ausgebrannt war, wurde die jüdische Gemeinde von der Polizei aufgefordert, wegen Einsturzgefahr die Gebäude auf eigene Kosten abzubauen. Die Polizei hat nachträglich die Juden selbst der Brandstiftung an den Synagogen verdächtigt und eine dementsprechende formale Strafanzeige erlassen.²⁸

brannten in einem Lagerhaus Schwalbacher-Ecke Weilburgerstrasse Wolle, Kapok und Tierhaare in Ballen und Fellabfälle in Haufen im III. und IV. Obergeschoss - 9 Rohre -.

Am 10. und 11.11.1938 wurde die Feuerwehr wiederholt zu folgenden Synagogenbränden gerufen:

Friedberger Anlage	- 15 Rohre -
Freiherr v. Steinstrasse	- 6 Rohre -
Dominikaner Platz	- 6 Rohre -
Justinuskirchstrasse (Höchst)	- 2 Rohre -
Allerheiligenstrasse	- 8 Rohre -.

Am Freitag, dem 11.11.38 brannten in Alt Fechenheim 171 in einem Zimmer Möbel, Fenster und Türen - 3 Rohre -.

Am Freitag, dem 25.11.38 geriet auf der Reichsautobahn am Kilometerstein 0,9 - Richtung Kassel - ein Omnibus in Brand - 2 Rohre -.

Der Oberbürgermeister
als Ortsgruppenleiter
(Stützpunktstelle)
Johannstraße

Der Oberbürgermeister

J. Hengsbach

Abb. 21: Meldung der Feuerwehr über die Brandeinsätze im November 1938

Der oben gezeigte Ausschnitt aus der Meldung der Feuerwehr über die Brände im November 1938 zeigt an, dass die Feuerwehr zumindest zahlreiche Rohre vorgenommen hatte. Die Zahl allein lässt aber nicht erkennen, dass die Feuerwehr strikte Anweisung hatte, nur das Übergreifen der Brände auf benachbarte Häuser zu verhindern.

Neue Synagoge am Börneplatz



Abb. 22: Brennende Synagoge am Börneplatz. Die starke Rauchentwicklung aus Dach und Fenstern deutet auf die bevorstehende Durchzündung hin

Von den Brandschätzungen und Zerstörungen der Frankfurter Synagogen existieren nur von der Synagoge am Börneplatz²⁹ Fotos. Beim genauen Hinsehen entdeckt man aufgefahrene Feuerwehrfahrzeuge, insbesondere der Leiterpark einer Drehleiter sticht aus dem Menschenmasse der Zuschauer heraus. Die Zeitzeugenberichte belegen aber übereinstimmend, dass



Abb. 23: Die Durchzündung ist erfolgt, Flammen schlagen aus dem Dach. Auf den Fotos ist am linken Bildrand eine Drehleiter zu erkennen, die aber nicht in Tätigkeit gesetzt wird

die Feuerwehr zwar aufgefahren war, aber sich nur auf den Schutz der Nachbarschaft beschränkte; hierzu werden nach Protokoll 6 Rohre vorgenommen. Die anwesende Polizei und SA-Einheiten wachten darüber, dass sich weder Feuerwehr noch Bürger dem brennenden Gebäude zu nahe kamen.

Später errichtet die Feuerwehr dann wohl noch mit Schläuchen Absperrungen gegen die Zuschauermenge. Hieraus kann aber keine Unterstützung der SA oder Polizei abgeleitet werden; das Absperrern von Gefahrenbereichen, um Unbeteiligte aus diesen heraus zu halten, ist damals wie heute eine Standardmaßnahme der Feuerwehr.



Abb. 24: Durch das durchgebrannte Dach und geplatze Fensterscheiben erhält der Brand nun auch ausreichend Sauerstoff. Hinter allen Fenstern sind nun helle Flammen erkennbar; die Synagoge steht im Vollbrand

Vorwerfbar wäre der Feuerwehr aus heutiger Sicht möglicherweise ihre Untätigkeit, wenn auch klar ist, dass jeder Feuerwehrführer, der sich den Anordnungen der Polizei oder SA widersetzt hätte, dafür sicherlich streng bestraft worden wäre. Dass es aber auch innerhalb der Stadtverwaltung mutige Menschen gegeben hat, die sich widersetzen und das moralisch richtige taten, beweist Ernst-Otto Graf zu Solms, der Direktor des Historischen Museums, der in diesem Falle das tut, was eigentlich Aufgabe der Feuerwehr gewesen wäre: Als er von den Zerstörungen und Plünderungen hört, bestellt er auf eigene Verantwortung einen Möbelwagen, um zunächst am Jüdischen Museum, dann an der Börneplatzsynagoge jüdisches Kulturgut zu retten. Er berichtete später: „Ebenso ging ich in die brennende Synagoge und holte alles Erreichbare an Thorarollen, Stoffen und Büchern heraus“. Allerdings werden alle sichergestellten Bestände bereits am 12. November durch die Gestapo beschlagnahmt und abtransportiert.³⁰

■ Zeitzeugenbericht Valentin Senger

„Und dann stand ich in der Menschenmenge auf dem Platz und sah die Flammen, die aus dem großen Kuppelbau des Gotteshauses schlugen. Etwa hundert Meter von der brennenden Synagoge entfernt bildeten SA-Leute und Hilfspolizisten einen Kordon, so daß niemand näher an die Brandstelle herankam. Ganz vorne, noch vor der Absperrung, stand eine Gruppe Hitlerjungen, feixte und lachte und machte eine Gaudi aus dem schrecklichen Geschehen. Die Menschen hinter der Absperrung waren eher betreten, ich hörte kein Wort der Zustimmung. (...) Ein Mann sagte, er komme gerade von der Friedberger Anlage, die dortige Synagoge brenne ebenfalls und auch die alte Synagoge in der Allerheiligenstraße.“³¹

■ Zeitzeugenbericht Anton Schreck

„(...) Wir Schüler gingen zum Börneplatz, um die brennende Synagoge zu sehen. Dort hatten sich neben der Feuerwehr auch zahlreiche Schaulustige versam-

melt. Ich sah, wie ein Mann in der Synagoge in einem Zwischenstock von Fenster zu Fenster ging, um danach nach innen in die Flammen zu springen. Man sah ihn nie wieder.“³²

■ Zeitzeugenbericht Maria Sievernich

„Ich wohnte 1938 in Frankfurt-Sachsenhausen, war damals 20 Jahre alt und bei der Degussa in der Weißfrauenstraße beschäftigt. Von dort sahen wir, dass es in der Stadt brannte und liefen in der Mittagspause zum Ort des Geschehens, wo schon viele schweigende Leute waren. Die Feuerwehr hatte im großen Halbkreis den Börneplatz mit Schläuchen abgesperrt, ohne aber die brennende Synagoge zu löschen. Ich stand in der ersten Reihe und fragte einen Feuerwehrmann, warum sie denn nicht löschen. Er antwortete nur: „Lieb Frollein, sin se mal ganz still und gehen se nach hinten.“ Da war mir klar, dass sie die Synagoge absichtlich niederbrennen ließen.“³³

■ Interview-Auszug Gertrud Toepfer

Befragt, ob sie die brennende Synagoge in der Friedberger Anlage gesehen habe, berichtet Frau Toepfer:

„Die nicht, ich kenn die in der Battonstraße und die hab ich auch brennen sehen. Ich bin damit der Straßenbahn durchgefahren und hab die brennen sehen. Und da hat kein Mensch was gesagt, kein Mensch! Und dann waren die Löschtrupps da von der Feuerwehr, die haben aber nicht die Synagoge gelöscht, sondern die haben die Häuser drum herum bespritzt, damit die nicht brennen. Das habe ich alles gesehen.“³⁴



Abb 25: Ruine der Börneplatz-Synagoge von Südosten



Abb. 26: Ruine der Börneplatz-Synagoge von Südwesten

Westendsynagoge

Auch der Brand der Westendsynagoge findet sich im Tagesbericht der Feuerlöschpolizei wieder; demnach wurden hier 6 Rohre vorgenommen; ansonsten ist auch hier auch bei der ist das Bild der Geschehnisse, insbesondere auch des Feuerwehreinsatzes nur bruchstückhaft nachvollziehbar.

■ Zeitzeugenbericht Bernhard Natt

„In der Nacht zum Donnerstag waren schon Leute in die Synagoge in der Freiherr-vom-Stein-Straße eingedrungen. Rabbiner Dr. Lämmle hörte davon, fuhr mit seinem Auto hin und versuchte die Thora-Rollen zu retten. Der Pöbel bemerkte ihn und steckte seinen Wagen an. Knapp konnte er noch aus dem brennenden Auto entkommen.“³⁵

■ Zeitzeugenbericht Felix Weil

„Am Morgen der „Kristallnacht“, ich glaube, es war der 10. November 1938, ging ich zur Schule wie an jedem normalen Tag. Ich nahm mein Fahrrad und fuhr zur Schule. Natürlich war irgend etwas anders. Da fuhrn Feuerwehrautos, man hörte Sirenen, überall Polizei. Rauch erfüllte die Stadt. Ich fuhr ganz in der Nähe der Westendsynagoge vorbei. Ich wußte, dort war ein Feuer (...).“³⁶

■ Zeitzeugenbericht Valentin Senger³⁷

„Sämtliche Synagogen Frankfurts brannten an diesem Tag und den folgenden Tagen. Mit Ausnahme der reformierten Freiherr-vom-Stein-Synagoge im Westend brannten alle aus. Darüber, weshalb der Brand in dieser einen Synagoge von der Feuerwehr gelöscht wurde, gibt es zwei Versionen. Die eine besagt, der damalige Oberbürgermeister von Frankfurt, Dr. Krebs, der in unmittelbarer Nähe wohnte, sei zufällig aus dem Haus und an dem Brandort gekommen und habe dem Einsatzleiter der Feuerwehr den Befehl erteilt, das Feuer zu löschen. Vorher hatten die anwesenden SA-Leute die Löscharbeiten verhindert.

Die zweite Version lautet, der Feuerwehrkommandeur habe auf eigene Verantwortung und gegen den Widerstand der SA-Leute den Brand bekämpfen lassen,

weshalb er wenige Tage nach der Kristallnacht gemäßregelt worden sei.“

Die sich im Jahr 2013 zum 75. Male jährenden Novemberprogrome des Jahres 1938 wurden von der Lokalpresse entsprechend begleitet. Dies veranlasste den Pensionär der Frankfurter Berufsfeuerwehr, Franz Schulze, zu einem verstörenden Leserbrief, der am 11. November 2013 in der „Frankfurter Neue Presse“ abgedruckt wurde:

■ Leserbrief Franz Schulze

„Ich bin ein „junger“ Pensionär der Feuerwehr Frankfurt (60 Jahre). 1938 habe ich noch nicht gelebt. 1974 habe ich bei der Berufsfeuerwehr Frankfurt angefangen. Im Gespräch mit den älteren Kollegen bekam ich sehr schlimme Informationen. Die Feuerwehr hat danach nicht nur nicht gelöscht, sondern aufgrund ihres „Sachverständes“ die Synagoge im Westend angezündet.

Auf einer Wache habe ich die alten Dienstpläne gesucht. Wie bei einer Behörde üblich waren sie aus diesen Jahren auch noch vorhanden. Nur die entscheidenden Tage fehlten.

Ich bin noch stolz darauf, wie vielen Menschen ich in den letzten vier Jahrzehnten helfen konnte. Aber bei den Gedanken an 1938 habe ich wirklich Bauchschmerzen.“

Über die Motive, die den zwischenzeitlich verstorbenen Kollegen dazu veranlasst haben, ohne konkreten Anlass nun mit Informationen, die er irgendwann einmal vom Hörensagen erfahren haben will und die er nicht konkret belegen kann, in die Öffentlichkeit zu treten kann man nur noch spekulieren. Tatsache ist aber, dass sich die getroffenen Aussagen in keiner Weise untermauern lassen und nach derzeitigem Erkenntnisstand sogar als unwahr bezeichnet werden müssen.

Oberbürgermeister Dr. Krebs soll, als er morgens der brennenden Westend-Synagoge gewahr wurde, sofort Löschbefehl erteilt haben; eine Aussage, die nach 1945 auch von Zeugen wiederholt bestätigt wurde. Es gilt heute als gesichert, dass allein die Westend-Synagoge nur deshalb nicht komplett ausbrannte, weil die Feuerwehr dort in der Tat löschte.³⁸ Nach einer anderen, unbelegten Quelle, soll der Einheitsführer der Feuerwehr hierfür disziplinarisch bestraft worden sein. Dies könnte ggf. auch eine Erklärung für das in den zitierten Leserbrief angeführte Fehlen des betreffenden Dienstplanes sein; er wurde ggf. von der Disziplinarstelle angefordert und nicht zurückgegeben.

Die hier zuletzt gemachte Aussage widerspricht der Darstellung im Leserbrief und könnte gleichzeitig sogar die Erklärung liefern, warum bestimmte Dienstpläne fehlen. Es wäre nicht der einzige bekannte Fall, wo aus disziplinarrechtlichen Gründen Dienstpläne „von höherer Stelle“ angefordert wurden, aber nicht mehr zurückkamen.

Im Gegensatz zu den anderen ausgebrannten Synagogen ließ der Nazi-Mob bei der Westend-Synagoge in

der Freiherr-vom-Stein-Straße die Mauern des ausgebrannten Gebäudes stehen. Es wurde später als Lagerhalle, u.a. für Möbel Opernrequisiten genutzt. Diesem glücklichen Umstand ist es (neben dem Einsatz der Feuerwehr) zu verdanken, dass die schwer beschädigte Synagoge nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst provisorisch wieder aufgebaut werden konnte und von 1989 bis 1994 originalgetreu restauriert werden konnte.

Synagoge Friedberger Anlage

Die Israelitische Religionsgesellschaft (auch: Religionsgemeinschaft, genau: Synagogengemeinde der IRG) war eine buchstaben genau an der Thora orientierte jüdische Gemeinde Frankfurts. Die IRG nutzte zunächst ein Gebäude in der Schützenstraße als Synagoge und Schule. Um die Wende zum 20. Jahrhundert war die Mitgliederzahl so stark angewachsen, dass man sich zum Bau einer neuen Synagoge im Ostend entschloss. Am 29. August 1907 fand die feierliche Einweihung statt. Die Geschichte der Synagoge in der Friedberger Anlage währte kein Menschenalter. Das Feuer in der „Reichskristallnacht“ richtete zunächst nur begrenzten Schaden an, daher wurde an den nächsten Tagen, insgesamt viermal erneut entfacht. Auf dem Grundstück der ehemaligen Synagoge wurde 1943 ein Luftschutzbunker errichtet, der noch heute steht.

Zur Brandschätzung der Synagoge in der Friedberger Anlage im Ostend gibt es zwar die meisten Zeitzeugenberichte, dennoch entsteht auch hier ein nur diffuses Bild. Das mag zum einen daran liegen, dass die Synagoge nach unterschiedlichen Angaben über mehrere Tage hinweg mehrmals, wohl bis zu viermal angezündet wurde; zum anderen mag es daran liegen, dass die Berichtenden die Zerstörung im Kindesalter miterlebten.

Als gesichert, da übereinstimmend berichtet, kann wohl angesehen werden, dass der erste Brand in der Synagoge gelöscht wurde, danach aber weitere Brände gelegt wurden, bei denen sich die Feuerwehr dann passiv verhalten bzw. sich auf den Schutz der Nachbarschaft konzentriert hat.

Widersprüchliche Angaben gibt es über die Täterschaft der Brandstiftungen. Genannt werden SS, SA und Hitlerjugend; nur der damals dreizehnjährige Walter Rost will vom Hörensagen davon erfahren haben, dass die Feuerwehr den Brand gelegt habe.

Zeitzeugenbericht Max Mayer³⁹

„...weil wir in der Hölderlinstraße 10 wohnten, bei uns gegenüber war eine Holzhandlung, da ist heute ein Spital, und das war nicht hoch gebaut⁴⁰. Und wir konnten über diese Holzhandlung die Synagogenkuppel sehen.

Am 9. November früh⁴¹ um sechs Uhr, wo wir gebetet haben, bevor wir Kinder in die Schule gingen, dreißig Kinder zusammen, mein Vater war meistens der Vorsänger, kommt ein Junge zu meinem Vater, während er am Betpult stand: „Herr Mayer, die Synagoch brennt“. Mein Vater haut diesem Jungen eine Ohrfeige runter. „Mit so etwas spaßt man nicht.“ „Aber es ist doch der Fall, gucken Sie.“ Mein Vater ging dann zum Rück-

fenster hin. Wir standen nach Osten, und das ist im Westen, und sieht eine Brandkuppe an dem Platz, wo die Synagoge stand. Hohe Flammen von unserem Erker aus, ein zugebauter Balkon, und wir sahen stundenlang lichterlohe Flammen an dem Platz, wo die herrliche Synagoge stand.“

■ Zeitzeugenbericht Herbert H. Kruskal

„Am anderen Morgen fuhren mein Vater und ich mit der Linie 6 nach der Synagoge Friedberger Anlage, wohin wir normalerweise zu gehen pflegten. Als wir aus der Tram ausstiegen, am Uhrtürmchen, kam Hugo Bondi, eines der Mitglieder des Synagogencomitees in der Friedberger Anlage, auf uns zu: „Meine Herren, gehen Sie nach Hause, die Synagoge brennt.“ Auf der anderen Seite sahen wir den Kollegen des Herrn Bondi, Isaak Wolf, der gleiches anderen Kommenden erzählte. Wir gingen trotzdem durch die Anlage bis gegenüber der Synagoge. Sie brannte. Die Türen waren weit auf, und innen brannte es.“⁴²

■ Zeitzeugenbericht Alice Oppenheimer

„Am nächsten Morgen, es war ein Donnerstag, hörten wir ab fünf Uhr morgens dauernd Feuerwehren fahren. Wir wohnten in Frankfurt am Main, Friedberger Anlage 22. Auch die Synagoge der Israelitischen Religionsgemeinschaft war nicht weit von unserem Haus. Uns fiel auf, wie langsam die Feuerwehrgewagen fuhren. Wir gingen zwar in unserer Ängstlichkeit nicht ans Fenster, aber von der Schnelligkeit, mit der die Wagen sonst vorbeizurasen pflegten, war nichts zu hören. Wir hatten den Eindruck, als ob sie langsam hin und her fuhren.“⁴³

■ Tagebucheintrag Walter J. Oppenheimer

„Am Donnerstag, den 10. November 1938, sind Vati, mein Bruder A. und ich, wie an jedem Montag und Donnerstag, in die Synagoge gegangen. Zwischen unserer Wohnung und dem Uhrtürmchen, nahe bei letzterem, kam an uns die Feuerwehr, kräftig bimmelnd, aber ganz gemütlich fahrend, vorbei und bog in den anderen Teil der Friedberger Anlage ein. Vati sagte noch: „Na, das wird nicht so gefährlich sein, wenn die Feuerwehr so gemütlich fährt.“ Am Uhrtürmchen, nahe der Synagoge, lief uns hochoerregt ein Junge entgegen und rief: „Herr Doktor! Herr Doktor! Die Synagoge brennt!“ „Was?“ sagte Vati, „Schul' brennt?“ Wir sahen genau hin, und siehe – ganz heller Rauch kam aus der Synagoge, und vor ihr stand die Feuerwehr. (...) Das synagogenfeuer durfte nicht erlöschen, solange noch ein Stein auf dem anderen stand. Immer wieder wurde ein schwacher Strahl Wasser in die züngelnden Flammen gegossen, um sie in Schach zu halten und auf ihre Objekte zu konzentrieren“⁴⁴

■ Zeitzeugenbericht Bernhard Natt

„(...) Vor der Friedberger-Anlage-Synagoge stand die Feuerwehr, und innen wurde gerade gelöscht. Sie war bis jetzt nur wenig mitgenommen und nur innen hatte es gebrannt. (...) Hier benahm sich die Polizei noch recht loyal. Jungen, die Fensterscheiben einwarfen, wurden weggeschickt und die Menge noch zerstreut. Kurz

darauf machte die Polizei gar nichts mehr und sorgte nur noch für die Aufrechterhaltung des Verkehrs. Auch die Feuerwehr griff noch zu stark ein. – Später wurde die Synagoge noch gründlicher angesteckt, bis sie innen ganz ausgebrannt war und das Dach einstürzte.“⁴⁵

■ Zeitzeugenbericht Rabbiner Josef Horovitz

„Da das Feuer in der Synagoge Friedberger Anlage zunächst nur begrenzten Schaden anrichtete, wurde an den folgenden Tagen, insgesamt viermal, erneut der Brand unter Benutzung von Benzinfässern und dergleichen entfacht, wodurch der Volksmenge wiederholt ein Schaustück bereitet wurde.“⁴⁶

■ Interview-Auszug Walter Rost ⁴⁷

„(...) Das sind so kleine Erinnerungen. Ich war ja noch Schüler, Bub. Dann kam die Kristallnacht. Ich weiß, dass die Feuerwehrwagen vorgefahren sind an der Friedberger Anlage, da war noch gar nichts los. Dann sind welche reingegangen und haben das angesteckt. Sie hat eigentlich in dem Sinn nicht lichterloh gebrannt. Ich glaube, man hat Angst gehabt um die umliegenden Häuser.“

Haben Sie den Abriss der Synagoge mitbekommen?

„Nein, da war ich nicht mehr da. Man hat gesagt, die Feuerwehr hat sie abgebrannt. Die Feuerwehr ist hingefahren, hat dagestanden, die Straße war gesperrt, und dann hat es geraucht und geraucht und geraucht. Und dann ist sie wohl von innen ausgebrannt.“

■ Zeitzeugenbericht Benjamin Hirsch

„Verwirrt und mit äußerster Bestürzung beobachteten wir wie die Rowdies, manche in HJ-Uniform, in die Synagoge hinein und wieder herausrannten. Hinein rannten sie mit Brandsätzen, die Molotow-Cocktails ähnelten, mit denen sie versuchten, das Gebäude in Brand zu setzen. (...) Bewaffnete Polizisten waren anwesend, aber wir begriffen schnell, dass sie nicht gekommen waren, um irgendjemanden zu schützen, von den Rowdies abgesehen, die versuchten, die Synagoge zu zerstören.“⁴⁸

■ Zeitzeugenbericht Rose Teichert

„1938 - in der Pogromnacht – war ich 15 Jahre alt und hab hier die Synagoge brennen sehen. Ich ging damals in die Herderschule. Es hieß dann, es brennt irgendwas. Ich hab mich auf mein Rad gesetzt und bin hierhin gefahren. Es hat eigentlich nicht groß gebrannt, nur so gekokelt, ein paar Feuerwehrleute haben darin herumgestochert und auch ein paar Polizisten. Die Feuerwehrleute haben nicht viel gemacht.“⁴⁹

■ Interview-Auszug Christine Herrmann ⁵⁰

„Der Vater hatte fünfzigsten Geburtstag gehabt, und am Morgen um halb fünf, da hat Vater gesagt: „Kinder steht alle auf, die zünden die Synagoge an.“ Da sind wir schnell aus den Betten und haben noch so kleine

Habseligkeiten mitgenommen. Der Vater mußte unten aufschließen, da haben sie alles mit Benzin übergossen und haben sie angesteckt und dann, vielleicht nach ein paar Stunden, haben sie sie wieder ausgemacht; wir hatten ja noch unsere Wohnung drin, über 'm Hörsaal war noch 'ne Wohnung, da wohnte noch 'ne jüdische Familie, das war der Vorsteher von der Synagoge und darüber wohnten wir, und da haben wir eben alles mitgenommen, was tragbar war, es war aber nicht viel. (...) Auf jeden Fall haben sie gesagt, sie stecken die Synagoge nicht mehr an, wir könnten unsere Sachen alle mit Ruhe rausnehmen, und das sollte dann am anderen Tag geschehen. Man musste ja erst einen Möbelwagen bestellen, und dann haben sie ein paar Stunden später oder in der Nacht die Synagoge wieder angesteckt. Dann ist alles verbrannt. Bis auf die Marmorwände oder auch dieser kleine Altar, war alles verbrannt.“

Als sie kamen am dem Morgen um halb fünf, wie viele waren das? Kannst du dich erinnern, wie das ablief?

„Das war eine ganze Horde, die waren total besoffen. Zum Glück kannte der Anführer meine Schwester, und da ist auch so einer auf meinen Vater zu, hatte einen Hammer, einen schweren Hammer in der Hand und wollte auf den zuschlagen, wollte Vater zusammenschlagen, und da hat der (Anführer) gesagt, „Du, hör auf, die sind arisch, die haben vier Kinder, lass das.“ Und da hat der den Hammer fallen lassen, und dadurch ist Vater... Vielleicht hätte er ihn totgeschlagen, wenn er ihn auf den Kopf getroffen hätte. Aber, wie gesagt, der Anführer, der kannte meine Schwester.“

Wie viele waren das ungefähr?

„So 15, 20 werden's schon gewesen sein.“

Waren die uniformiert?

„Ja, das war teilweise SS-Uniform und die braunen SA.“

Und die haben dann Justin gezwungen, die Synagoge aufzuschließen?

„Ja, die haben ihn angeherrscht, die haben das nicht in freundlichem Ton gesagt. Vater musste aufschließen, sonst hätten sie ihn gleich zusammengeschlagen.“

Aber was jetzt in der Nacht passierte, denn ihr wurdet ja raus geklopft. Ihr musstet aus der Wohnung raus, zweiter Stock. Was jetzt im ersten Stock war...ob die auch raus geklopft wurden...?

„Das ging alles so schnell, man hat nur versucht, sich schnell anzuziehen, und – die Synagoge brannte ja schon – und man hat nur versucht – ich hab gar nichts mitgenommen, weil Mutter mir gleich die Betten in die Hand drückte, und das war's dann auch. Ich bin dann nie mehr in die Synagoge gekommen. Als sie ausgebrannt war, da hab ich sie vielleicht noch einmal gesehen, aber ich bin dann auch nie mehr hin.“

Wie war das, als du sie gesehen hast? Wie sah das dann aus?

„Na ja, alles verkohlt wie wenn alles, alles schwarz ist, und keine Fensterscheiben mehr drin und – ja, aber wie gesagt, die haben das dann ja abgesperrt, man durfte ja auch gar nicht mehr rein.“

Wer hatte das abgesperrt?

„Die SA und SS.“

■ Interview-Auszug Inge Heß ⁵¹

Was haben Sie von dem Synagogenbrand mitbekommen?

„Es hat fürchterlich gebrannt, und wir hatten alle Angst gehabt. (...) Die Hitlerjungen standen in ihrer Kluft da, trampeln bei den Karpfs im Mehl, der Butter und in der Torte rum...“

Alte Hauptsynagoge Börnestraße

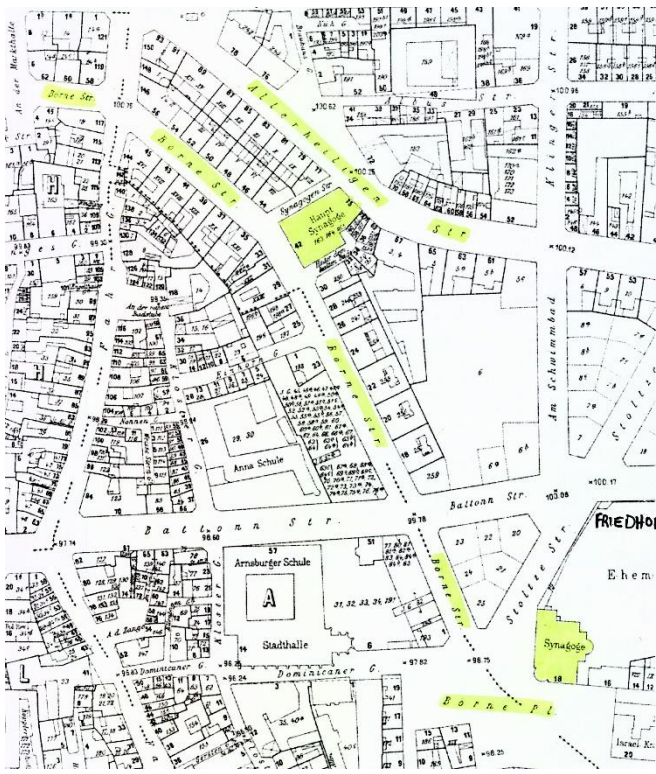


Abb. 27: Kenntlichmachung der Straßen und Synagogen in einem alten Stadtplan. Markiert sind oben der heute nicht mehr existierende Teil der Allerheiligenstraße und der gesamte Verlauf der Börnestraße. Oben zwischen den beiden Straßen die ehemalige Hauptsynagoge; unten am rechten Bildrand die Synagoge am Börneplatz. Rechts darüber der noch heute existierende ehemalige jüdische Friedhof an der Battonstraße.

Aus heutiger Sicht ist nur noch schwer vorstellbar, wo die frühere Hauptsynagoge der ehemaligen Judengasse und späteren Börnestraße, in den Feuerwehrberichten wiederum als Synagoge in der Allerheiligenstraße bezeichnet, überhaupt gelegen war. Wer heute von der Konstablerwache aus durch den Durchgang rechts der Commerzbankfiliale Richtung Süden geht,

kommt in die kleine Straße „An der Staufenmauer“. Geht man diese weiter in Richtung des Durchganges zur Kurt-Schumacher-Straße (in Höhe des Kopiercenters), kann kurz vor dem Durchgang zur Kurt-Schumacher-Straße rechts am Haus eine schwarze Marmor-Gedenktafel finden, die an die ehemalige Hauptsynagoge erinnert.

Vor dem Krieg war hier die Straßenführung noch eine ganz andere gewesen. Die heutige Kurt-Schumacher-Straße existierte überhaupt noch nicht und die heutige Bebauung in diesem Bereich ebenfalls nicht. Die Allerheiligenstraße, die heute gegenüber des Kopiercenters endet bzw. in die Kurt-Schumacher-Straße mündet, machte seinerzeit nach der Klingerstraße einen sanften Bogen nach Nordwesten und mündete zusammen mit der Fahrgasse an der Konstablerwache auf die Zeil.

Die Börnestraße ging von der Straße „An der Markthalle“ (heutige Hasengasse) ab, lief bis zur Fahrgasse ein kurzes Stück parallel zu Zeil, knickte nach der Fahrgasse stark nach Südosten ab, lief ein Stück parallel zum damaligen Allerheiligenstraße, um im weiteren Verlauf die Battonstraße zu überqueren und am Börneplatz zu enden.

Die ehemalige Hauptsynagoge lag mit einer Seite zur damaligen längeren Allerheiligenstraße, mit der gegenüberliegenden Seite zur Börnestraße hin. An der Nordseite der Synagoge verband eine kleine Straße, die Synagogenstraße, die Allerheiligen- und die Börnestraße.

Zum Brand der alten Synagoge in der Börnestraße (im Feuerwehrprotokoll als Allerheiligenstraße angegeben) konnten außer der Tatsache, dass die Synagoge tatsächlich abgebrannt ist und die Feuerwehr mit 8 Rohren (zum Schutz der Nachbarschaft) tätig war, bislang keine Detailinformationen gefunden werden.

■ Zeitzeugenbericht Rabbiner Georg Salzberger

„Donnerstag, den 10. November 1938, wurde ich am frühen Morgen von dem Bäcker Levi in der Börnestraße angerufen, die SA verlange von mir die Schlüssel zur Hauptsynagoge. (...) Schlimmes ahnend, machte ich mich auf den Weg zur Hauptsynagoge und fand das altehrwürdige Gebäude in Flammen. Keine Feuerwehr wehrte dem Brande. Menschen standen rings umher, und wer ein Wort gegen die Brandstifter – es waren SA-Leute, zumeist in Zivilkleidung – wagte, wurde mit Verhaftung bedroht. Ich ging weiter nach der Friedberger Anlage. Die herrliche Synagoge der Israelitischen Religionsgemeinschaft stand in Flammen...“ ⁵²

■ Zeitzeugenbericht Franz Wagner

„Als ich (...) mit meinem Freund Fred auf die Straße hinausging, sah ich einen Menschenauflauf vor dem prächtigen Gebäude der Hauptsynagoge. Als ich näher kam, bemerkte ich, was sich dort abspielte. SA-Leute liefen hin und her und hielten die Menschenmenge, die sich dieses erschütternde Schauspiel ansah, davon ab,

sich dem brennenden Gebäude zu nähern. Eine Feuerwehr war nirgendwo zu sehen.“⁵³

■ Zeitzeugenbericht Bernhard Natt

„(...) An der Hauptsynagoge war bessere Arbeit geleistet worden. Die Flammen schlugen aus dem Fenster und dem Dach heraus. Die Feuerwehr löschte nur, soweit umliegende Häuser gefährdet wurden.“⁵⁴

Nach dem Abbruch der Hauptsynagoge und der Synagoge am Börneplatz wurden die 200 Kubikmeter Sandsteine auf 165 Meter Länge zum Bau der neuen Einfassungsmauer des Hauptfriedhofes an der Eckenheimer Landstraße verwendet.⁵⁵

Höchster Synagoge

Das „Höchster Kreisblatt“ berichtete über die Vorgänge am frühen Morgen des 10. November 1938 unter der Überschrift „Gerechte Vergeltung“ als von einem spontanen „Ausbruch der Volkswut gegen die Juden“ und schrieb weiter:⁵⁶

„Gegen 7 Uhr vormittags wurde die Feuerwehr von Anwohnern alarmiert, die in der Höchster Synagoge einen Feuerschein und Rauch bemerkt hatten. Die Feuerwehr rückte daraufhin an, zumal Gefahr für die angrenzenden Altstadt-Häuser bestand. Die Beschädigungen, die durch den Brand in dieser Synagoge angerichtet wurden, sind, wie festgestellt werden konnte, unerheblich.“

Die Brandstifter waren mit ihrem Ergebnis nicht zufrieden. Am nächsten Tag war im „Höchster Kreisblatt“ zu lesen, dass

„in den Mittagsstunden von der empörten Bevölkerung ganze Arbeit geleistet“ worden sei, „...die Synagoge wurde im Inneren größtenteils zerstört. Etwa um 1.30 Uhr mittags wurde die Feuerwehr erneut gerufen, weil in der Synagoge Feuer ausgebrochen war, durch das die hölzerne Inneneinrichtung und andere brennbare Gegenstände beschädigt bzw. vernichtet wurden.“⁵⁷

Worin die „ganze Arbeit der empörten Bevölkerung“ bestand, können einige Höchster und Höchsterinnen beschreiben: Sie sahen umgeworfene Bänke, herumliegendes Papier, Hitlerjungen, die am Deckenleuchter schaukelten, Männer mit und ohne Uniformen, die alles Brennbare in die Mitte warfen und anzündeten. In einem Bericht vom 9. November 1983 zitierte die Frankfurter Rundschau eine Anwohnerin, die von ihrem Fenster aus am 10. November 1938 beobachtete, wie „Leute mit den Maßgewändern der jüdischen Geistlichen ihren Jux trieben, sie in den Dreck zogen“; danach hörte sie Hammerschläge aus der ausgebrannten Synagoge, „wo noch kaputtgeschlagen wurde, was das Feuer nicht zerstören konnte.“

Mit der Zerstörung der Synagoge im Inneren war es noch nicht getan. Einem damals zehnjährigen Mädchen ist heute noch ein Erlebnis in erschreckender Erinnerung. Es sah einen Mann in die brennende Synagoge laufen und glaubte in ihm den Rabbi Levi erkannt

zu haben: *Er wollte die Bundeslade rausholen, da haben draußen welche geschrien: „Schmeißt ihn doch rein und verbrennt ihn mit. Ihr dürft es doch, es passiert euch doch nichts.“*

Aus Höchst gibt es keine Fotos von den Zerstörungen und Ausschreitungen am 10. November. Die Angst vor Fotos ist groß. Ein junges Mädchen mit einem bereits verstorbenen jüdischen Vater, Claire Morgenstern, muss eine dreistündige Hausdurchsuchung über sich ergehen lassen. Eine BDM-Führerin will sie beim Fotografieren gesehen haben. Mehrere Menschen können sich aber an die Vorgänge im November 1939 erinnern. Manuel Tiranno hat zu einigen dieser Erinnerungen Bilder gezeichnet.



Abb. 28: „Wohin halt die Feuerwehr den Schlauch?“ fragt Manuel Tiranno mit diesem Bild. Die Feuerwehr, vermutlich der zuständige Löschzug von der Feuerwache am Bauhof in Höchst) ist vorgefahren und hat nach ihren Protokollen zwei Rohre vorgenommen; offensichtlich wurden aber nur die Gebäude in der Nachbarschaft geschützt

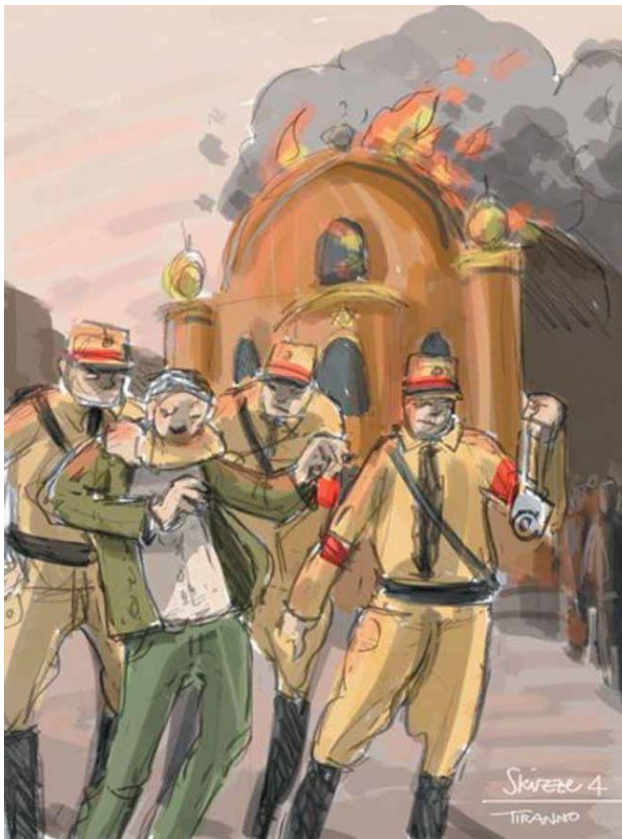


Abb. 29: Ein Journalist fotografiert, die Kamera wird ihm entrissen und er verhaftet (Tiranno).

Angehöriger nach Heddernheim. Vor der Metzgerei May hielten sie an und schlugen mit verschiedenen, schnell gefundenen Gegenständen auf die heruntergelassenen Läden ein, wodurch diese erheblich beschädigt wurden. Einige Personen drangen in das Geschäft und die dahinterliegende Wohnung ein. Einer der Herauskommenden erzählte später, die jüdischen Geschäftsleute hätten noch im Bett gelegen. Die Metzgerei May wurde anschließend demoliert.

Der Anführer der Aktion setzte sich wieder neben den Fahrer und ließ den Wagen durch Ortskundige zu der in einer Nebengasse gelegenen Synagoge dirigieren. Der NSDAP-Trupp verwüstete die Synagoge, riß Vorhänge herab, holte Gebetsbücher aus den Fächern und die Tora-Rollen aus dem Schrein, zerriß sie und warf sie auf den Boden.

Entgegen dem ersten Befehl wurde kein Feuer an das Gebäude gelegt, weil wegen der mangelhaften Ausrüstung der Freiwilligen Feuerwehr Brandgefahr für die umliegenden Gebäude bestanden haben soll. So war das jüdische Bethaus an jenem schrecklichen Tage stehen geblieben, wurde aber dann abgetragen.⁵⁹

Rödelheimer Synagoge

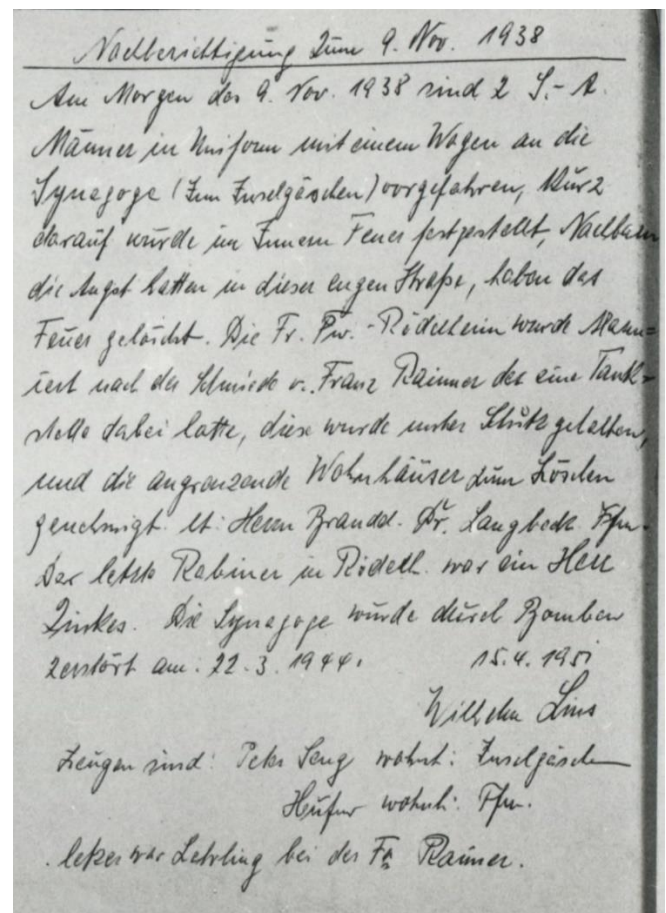


Abb. 31: Rapportbuch der Rödelheimer Feuerwehr



Abb. 30: Die ausgebrannte Synagoge in Höchst

Bald nach der Zerstörung der Synagoge meldete die Stadt ihr Interesse am Erwerb des Grundstückes an.⁵⁸ Die Synagoge wird abgerissen und an deren Stelle ein Bunker errichtet, der noch heute steht.

Heddernheimer Synagoge

Nur indirekt wurde in der Reichspogromnacht die Zerstörung der Heddernheimer Synagoge (Alt Heddernheim 33) durch die Feuerwehr verhindert: Von Eschersheim kommend, fuhr am Morgen des 10. November 1938 eine Gruppe NSDAP- bzw. DAF-

Die Synagoge überstand die Reichspogromnacht nur knapp. Zwar erschienen SA-Leute aus Frankfurt und zerstörten den Innenraum der Synagoge. Ein Brand wurde zwar gelegt, aber sofort wieder gelöscht, da man befürchtete, ein in unmittelbarer Nähe gelegener Benzintank einer benachbarten Tankstelle könnte ebenfalls

Feuer fangen.⁶⁰ Die Freiwillige Feuerwehr Rödelheim wird eingesetzt, der Einsatz wird aber im Rapportbuch als Übung deklariert. Am 15.04.1952 ergänzt bzw. korrigiert Wehrführer Wilhelm Lins diesem Eintrag durch Einfügen eines handgeschriebenen Blattes:⁶¹

Nachberichtigung zum 9. Nov. 1938

Am Morgen des 9. Nov. 1938 sind 2 S.A.-Männer in Uniform mit einem Wagen an die Synagoge (Im Inselgäßchen) vorgefahren, kurz darauf wurde im Innern Feuer festgestellt. Nachbarn, die Angst hatten, in dieser engen Straße, haben das Feuer gelöscht. Die Fr. Fw. Rödelheim wurde alarmiert nach der Schmiede v. Franz Raimer, der eine Tankstelle dabei hatte. Diese wurde unter Schutz gehalten und die angrenzenden Wohnhäuser zum Löschen genehmigt. M: Herrn Brandd. Dr. Langbeck Ffm. Der letzte Rabiner in Rödelh. war ein Heu Dirkes. Die Synagoge wurde durch Bomben zerstört am 22.3. 1944.

15.4. 1951
Wilhelm Lins

In der Chronik des Kreisfeuerwehrverbandes Frankfurt am Main von 1994 liest man hierzu:

„Im Protokollbuch der Rödelheimer Feuerwehr findet sich heute noch unter dem Datum 10. November 1938 der Eintrag „Übung“. In Wirklichkeit jedoch handelte es sich um einen Einsatz nach der „Reichskristallnacht“, der als „Übung“ (laut Befehl) im Protokollbuch getarnt werden mußte. Ein Augenzeuge erinnert sich: „Morgens kamen zwei Mann in SA-Uniform angefahren. Kurz darauf war ein Feuer zu sehen.“ Die Rödelheimer Synagoge am Inselgäßchen brannte. Das Haus ist durch das Feuer nicht ganz zerstört, später aber abgerissen worden. Unter Lebensgefahr sollen Bürger aus der Nachbarschaft gelöscht haben. Die alarmierte Feuerwehr Rödelheim durfte es nicht.

Der spätere Kreisbrandinspektor und Vorsitzende des Kreisverbandes Frankfurt, Andreas Bender, hatte zwar zur Synagoge hin eine Schlauchleitung legen lassen, in der Absicht, zu löschen, erinnert sich Wilhelm Lins, die Schlauchleitung mußte aber auf Befehl zurückgenommen werden. Lins, der viele Jahre ebenfalls Wehrführer in Rödelheim und Vorstandsmitglied im Kreisfeuerwehrverband gewesen ist, entsinnt sich an den Tag noch genau: „Von der Freiwilligen Feuerwehr duften nur die Schmiede und Tankstelle Franz Rainer sowie weitere Bauten der näheren Umgebung geschützt werden.“

Leider führt die Chronik des Stadtfeuerwehrverbandes keine Quellenangaben an, so dass leider verborgen bleibt, auf wessen „Befehl“ der Einsatz der Freiwilligen Feuerwehr Rödelheim im Rapportbuch als Übung getarnt werden musste.



Abb. 32: Eine Gedenksäule im Rödelheimer Stadtpark erinnert heute an den Standort der Synagoge im Inselgäßchen

Weitere, auch kleinere Synagogen

Die kleine Unterlindau-Synagoge wurde ebenso wie die Westend-Synagoge durch Brand und Zerstörung nur im Innern vernichtet.

Über die Zerstörung der Synagoge am Hermesweg ist nur wenig bekannt. Alice Oppenheimer erinnert sich später:

„Es mochte gegen drei oder vier Uhr am Nachmittag sein, die Zeit ist mir entfallen, als wir eine Menge Menschen mit Hölzern, Steinen, Äxten daherkommen sahen. (...) Die Synagoge am Hermesweg, die schon dem Feuer als Opfer gedient hatte, wurde bis aufs Letzte geschändet.“⁶²

Die Schändung und Verwüstung der Synagoge im heutigen Frankfurter Stadtteil Bergen fand unter starker öffentlicher Beteiligung statt. Die Erbsengasse, in der sich die Synagoge befand, soll nach Darstellung von Zeitzeugen voll von Menschen gewesen sein, rituelle Gegenstände, das Thorasilber und Leuchter und die sieben Thorarollen wurden zerstört und auf den Hof des Grundstückes geworfen.⁶³ Über die Rolle der Bergener Feuerwehr ist hier nichts zu erfahren.

Zwar wurde im Frankfurter Volksblatt, in der Frankfurter Zeitung und in den Deutschlandberichten der Sopade⁶⁴ gemeldet, dass „alle Frankfurter Synagogen vollständig zerstört“ worden seien, einige kleinere Synagogen wie die im Waisenhaus, im Siechenhaus sowie im Isrealitischen Krankenhaus in der Gagernstraße blieben unversehrt. So berichtet auch Zeitzeuge Richard Fröhlich über die Hausener Synagoge am Schönhof: „Die dortige Synagoge war verwüstet, aber angezündet wurde sie nicht, weil sie zu dicht zwischen den Wohnhäusern lag.“⁶⁵



Abb. 33: Eine vom Künstler Willi Schmidt geschaffene in den Gehweg eingelassene, begehbare runde Bronzeplatte an der Ecke Schloßstraße/Rödelheimer Straße erinnert seit 1988 an die Synagoge.

„Bittere Schokolade“

Die „Jüdin Katz“ und die Feuerwehr als Politikum



Abb. 34: „Schoko Buck“ war seinerzeit eine bekannte Stuttgarter Schokoladenfabrik mit Verkaufsgeschäften in vielen Städten. In Frankfurt am Main hatte Schoko Buck Filialen auf der Zeil und in der Trierischen Gasse (beides Innenstadt)

Ein weiteres Beispiel dafür, dass auch die Feuerwehr von der sogenannten Judenfrage tangiert wurde, ist das Gerichtsverfahren gegen die jüdische Leiterin des Schokoladengeschäftes „Schoko Buck“ auf der Zeil, dass auch eine Filiale in der Trierischen Gasse betreibt.

Am 15. November 1934 wird die Feuerwehr um 5.36 Uhr von der Polizei zu einem Schornsteinbrand in der Trierischen Gasse 23 in der Frankfurter Innenstadt gerufen. Der Einsatz wird unter Feuerbericht Tgb.Nr. 613/34 angelegt. Von der unweit gelegenen Feuerwache Münzgasse rückt eine Motorspritze mit den Brandmeistern Eichentop und Paschold, den Oberfeuerwehrmännern Zerle, Vogler, Krömmelbein und Steyer, sowie den Feuerwehrmännern Berninger, Schneider und Weil aus. An der Einsatzstelle stellt sich ein Balkenbrand unter dem im 1. Obergeschoß aufgesetzten Schornstein heraus. Die Lösch- und Aufräumarbeiten machen es erforderlich, zwei Türen des unter dem Balkenbrand gelegenen Schokoladengeschäftes im Erdgeschoss aufzubrechen, um dort den Schornstein abzusprengen. Da die Decke unter dem Schornstein in größerem Umfang herausgenommen werden muss, entsteht auch in dem Schokoladengeschäft durch herabfallenden Schutt und Staub ein größerer Schaden. Der Einsatz wird um 8.24 Uhr beendet.⁶⁶ Die Lösch- und Aufräumarbeiten enden um 8.24 Uhr, noch vor Geschäftsöffnung, und die Feuerwehr rückt ab. Noch ahnt niemand, welches langes, bitteres Nachspiel dieser Einsatz nach sich ziehen wird...

Es dauert ein Dreivierteljahr bevor dieses in Gang gesetzt wird. Am 5. August 1935 schreibt der Polizeihauptwachtmeister Reinhold Hortscht im privaten Sinne, wie er es nennt, die Feuerlöschpolizei in der Burgstraße an. Er schreibt, dass er Ermittlungen und Befragungen aufgenommen habe; diese waren von seiner Tochter Hilde, die noch bei ihm wohnt, ausgelöst worden. Hilde Hortscht arbeitet in der Filiale von Schoko-Buck auf der Zeil und behauptet nun, dass die „Jüdin Katz“, Filialeiterin auf der Zeil, nach dem Brand in der Trierischen Gasse die Feuerwehr des Diebstahls

bezichtigt habe. Sie soll gesagt haben, die Feuerwehrleute hätten beim Antreten nach dem Einsatz gar nicht mehr strammstehen können, so viel Schokolade hätten sie eingesteckt. Als Zeugin werden die Verkäuferin Schäfer aus der Filiale an der Zeil und die Filialeiterin Stieber, „welche aber mit der Jüdin gut befreundet ist“, angegeben. Hortscht erwähnt, dass seine Tochter mit der Angelegenheit nun an die Presse gehen will und er fühle sich daher verpflichtet, dies der Feuerlöschpolizei im privaten Sinne mitzuteilen.⁶⁷

Bei der Feuerwehr kann und will man diese Angelegenheit nicht auf sich beruhen lassen. Die an dem Einsatz beteiligten Feuerwehrmänner werden vernommen und sagen übereinstimmend aus, keine Schokolade genommen zu haben. Sie weisen den Vorwurf als Beleidigung zurück und verlangen die Bestrafung der „Jüdin Katz“. Der Oberbürgermeister stellt am 26. Oktober 1935 beim Oberstaatsanwalt Strafantrag gegen die Jüdin Edith Katz geb. Stern, Zeil 88, wegen Beleidigung von Beamten der Feuerlöschpolizei nach Strafgesetzbuch §§ 186 und 196.

Um wen ging es hier überhaupt? Edith Katz wird am 8. Dezember 1902 in Stuttgart als Edith Stern geboren; ist zum Zeitpunkt der Anklageerhebung also 32 Jahre alt. Sie ist die geschiedene Ehefrau des Rechtsanwaltes Dr. Walter Katz in Mannheim und Mutter von zwei 9 und 10 Jahre alten Jungen. Der ältere ist wegen gesundheitlicher Probleme in einer Krankenanstalt untergebracht. Für die Stuttgarter Firma Schoko Buck A.G. ist Frau Katz als Filialeiterin des Geschäftes auf der Zeil nach Frankfurt gekommen und wohnt auch auf der Zeil. Durch die Anschuldigungen ihrer Kolleginnen verliert sie diese Stellung aber und geht zurück nach Stuttgart, wo sie eine Stellung als Arzthelferin angenommen hat, als der Prozess gegen sie in Frankfurt beginnt.

Am 13. Januar 1936 findet unter Leitung von Amtsgerichtsrat Dr. Weidenfeller vor dem Frankfurter Amtsgericht die Verhandlung gegen Edith Katz statt. Als Prozessteilnehmer vermerkt das Urteil noch den Oberamtsanwalt Heckner als Beamter der Staatsanwaltschaft

und einen Justizangestellten als Urkundsbeamter. Eine anwaltliche Verteidigung seitens Frau Katz scheint es nicht gegeben zu haben. Die Verhandlung gerät zu einem Schauprozess mit der Jüdin auf der einen und den vermeintlich beleidigten Staatsdienern auf der anderen Seite, bei dem Frau Katz von Anfang an auf verlorenen Posten steht, obwohl ihre Unschuld aus heutiger Sicht mehr als offensichtlich ist.

Die angeblich von Frau Katz beschuldigten Feuerwehrleute werden nicht mehr gehört. Der Frage, ob denn vielleicht tatsächlich Schokolade von Feuerwehrmännern eingesteckt wurde, wird überhaupt nicht mehr nachgegangen, im Gegenteil: dass Beamte nicht stehlen wird als allgemein bekannte, unumstößliche Tatsache festgelegt. Wer das Gegenteil behauptet, ist automatisch der Lüge überführt.

Doch hat denn Frau Katz überhaupt eine derartige Beschuldigung ausgesprochen? Wie die Befragung der Angeklagten und der Zeuginnen ergibt, hat Frau Katz die Feuerwehr am Brandtage überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Sie wurde erst nach dem Abrücken der Feuerwehr von der dortigen Filialleiterin Stieber in die Trierische Gasse beordert, um danach der Hauptverwaltung in Stuttgart Meldung über den Brandschaden machen zu können. Es klingt nun auch ein mögliches Motiv an, warum die Verkäuferin Hortscht erst ein Dreivierteljahr nach dem Brand mit ihrer Beschuldigung gegen Frau Katz herausrückte und dann aber auch noch gleich die Presse informieren wollte: die Verkäuferinnen Hortscht und Schäfer hatten sich wohl während des Sommerurlaubs von Frau Katz im Jahr 1935 dahingehend verständigt, dass eine von ihnen selbst Filialleiterin werden sollte; Frau Katz war ihnen also im Wege. Auf Aussagen der Frauen in ihrem jeweiligen Elternhaus, sich nicht mehr von der Filialleiterin schikanieren lassen zu wollen, erschienen zunächst die Eltern der Frauen im Geschäft, um Krach zu machen. Das Ergebnis: Alle drei Frauen wurden daraufhin wegen dieser Streitigkeiten entlassen. Es stellt sich in der Verhandlung ebenfalls heraus, dass der Vorwurf des Schokoladendiebstahls eigentlich von einer Frau Holler kommt, deren Familie im Nachbarhaus des Geschäftes in der Trierischen Gasse eine Metzgerei betreibt. Frau Holler hatte nämlich nach dem Abrücken der Feuerwehr zur Filialleiterin Stieber gesagt Kerle, Kerle, Frau Stieber, ist viel bei Ihnen geklaut worden? Die Feuerwehrleute hatten sich die Taschen so voll Schokolade gestopft, dass sie nicht mehr strammstehen konnten.

Frau Holler ist also die Urheberin des Diebstahlvorwurfes, der ihr aber nicht zum Nachteil gereicht. Sie behält den Status einer Zeugin und wird nicht ihrerseits der Beamtenbeleidigung angeklagt. Stattdessen geht das Gericht davon aus, dass die Angeklagte Katz irgendwie von der Äußerung Frau Hollers erfahren haben müsse, um dann den Verkäuferinnen gegenüber die Feuerwehr zu beleidigen. Bemerkenswerter Weise stellt das Gericht nun fest, dass die Angeklagte die Tatsache bezüglich des Stehlens von Schokolade durch die Feuerwehrleute nicht erfunden hat, so dass keine verleumderische Beleidigung vorliegt. Dennoch wirft man ihr vor, dass sie bezüglich der Feuerwehrleute

eine Tatsache behauptet und verbreitet hat, welche diese verächtlich zu machen und in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet war.

Trotz der durchschaubaren Umstände sieht Amtsrichter Dr. Weidenfeller die Angeklagte Katz als der Beamtenbeleidigung überführt an. Sie wird zu einer Gefängnisstrafe von einem Monat (ohne Bewährung) und zur Übernahme der Verfahrenskosten verurteilt. Eine Umwandlung der Haftstrafe in eine Geldstrafe ist nicht möglich. In der Urteilsbegründung wird ausgeführt, dass man bei der Strafzumessung beachtet habe, dass es sich im vorliegenden Falle um eine sehr schwere Beleidigung der Feuerwehrleute handele; diese müssten bei der Ausübung ihres schweren Berufes unbedingt energisch geschützt werden.

Sowohl Edith Katz als auch die Staatsanwaltschaft legen gegen das Urteil Berufung ein. Auch Oberbürgermeister Krebs schaltet sich ein; ihm ist das Urteil gegen Frau Katz zu milde. Am 16. März 1936 findet vor der 5. Kleinen Strafkammer des Landgerichtes Frankfurt die Berufungsverhandlung statt, in der wohl Frau Katz wiederum keinen anwaltlichen Beistand hat und in der die Rechtsbeugung nun niemandem mehr verborgen bleiben kann. Die Berufung der Angeklagten wird auf ihre Kosten als unbegründet verworfen, die Berufung der Staatsanwaltschaft als zulässig anerkannt und das Urteil dahingehend geändert, dass die Freiheitsstrafe auf drei Monate erhöht wird. Die Verurteilte hat die Kosten der Verfahren zu tragen, dem Oberbürgermeister sind auf ihre Kosten Ausfertigungen der Urteile der ersten und zweiten Instanz zu erstellen.

In der Verhandlung wird zunächst versucht Frau Katz dadurch zu diskreditieren, dass darauf hingewiesen wird, dass ihr ja bei der Scheidung die Schuld an der Scheidung zu Last gelegt wurde. Die Tatsache, dass Frau Katz bei ihrer Meldung über den Brand an die Stuttgarter Hauptstelle von Schoko Buck nichts über den Diebstahl durch die Feuerwehr erwähnt habe, wird ihr nun ausgelegt, dass dies der Beweis dafür sei, dass sie wider besseres Wissen die Feuerwehr beschuldigt habe. Dass die Beschuldigung eigentlich von der Nachbarin Frau Holler kam, bleibt unbeachtet und Frau Holler auch weiterhin ohne Anklage. Das Gericht bleibt dabei, die Angeklagte müsse in irgendeiner Weise von der Äußerung Frau Hollers Kenntnis erlangt haben; die Aufklärung des Zusammenhanges sei aber nicht möglich. Im Gegensatz zur ersten Instanz schließt der Richter, Landgerichtsdirektor Dr. Schaffner, nun auch wieder kategorisch aus, dass es tatsächlich einen Diebstahl gegeben haben könnte. So heißt es in der Urteilsbegründung⁶⁸ dann schließlich:

„Es hätte nicht der zeugenmäßigen Vernehmung des Brandmeisters Eichentopf bedurft, um festzustellen, dass die Berufsfeuerwehr der Stadt Frankfurt am Main ihren Dienst nicht zum Stehlen benutzt. Es ist bei der Zucht und Ordnung in Deutschland ausgeschlossen, dass derartige Übergriffe und strafbare Handlungen, wie sie hier den Feuerwehrleuten angedichtet werden, möglich sind. Das weiß jeder Volksgenosse und das weiß auch die Angeklagte. Das hat auch die Zeugin Holler gewußt. Die Zeugin Holler hat die Äußerung

offensichtlich aus Geschwätzigkeit getan und wollte dabei drollig und witzig erscheinen. Die Angeklagte hat aus Schmähsucht den Ausspruch sich zu eigen gemacht, die nur auf ihre rassenpolitische Einstellung zurückgeführt werden kann.“

In der zentralen Namensliste der Holocaustopfer der Gedenkstätte Yad Vashem finden sich zwar mehrere Einträge des Namens Edith Katz (darunter auch einer aus Frankfurt a.M.), es kann aber kein Eintrag eindeutig der in Frankfurt am Main wegen Beamtenbeleidigung Verurteilten zugeordnet werden.

„Auch unsere Kirchen werden brennen...“

Der Zeilsheimer Feuerwehrmann Merz ermöglicht Juden die Flucht

Die Frankfurter Feuerwehr, sowohl die Berufsfeuerwehr, als auch die Freiwilligen Feuerwehren, waren in der NS-Zeit ein Spiegel der Gesellschaft, das belegen Magistratsakten und zahllose andere Quellen. Auch bei den Feuerwehren gab es glühende Verehrer Hitlers und des Nationalsozialismus genauso wie Kollegen und Kameraden, die dem System eher ablehnend gegenüberstanden. Es gab auch bei den Feuerwehren sowohl Täter als auch Opfer, was vorliegende Dokumentation zumindest ansatzweise darstellen konnte.

Ein besonderer Fall soll die Betrachtungen abrunden. Ein Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr Zeilsheim, der Metzgermeister Hugo Merz, brachte sich und seine Familie selbst in Gefahr, um einem jüdischen Geschäftsfreund zur Flucht zu verhelfen. Was geschah, beschreibt Renate Kingma in ihrem Buch „Spuren der Menschlichkeit – Hilfe für jüdische Frankfurter im Dritten Reich“.



Abb. 35: Hugo und Margarete Merz mit ihren Söhnen Erich und Heribert vor der Metzgerei im Jahr 1928

Was war Hugo Merz für ein Mann? Geboren war er am 24. April 1894 in Frankfurt-Zeilsheim und im November 1972 ist er dort auch gestorben. Er war Metzgermeister

im Arbeiterviertel in der Nähe der IG Farben, später Farbwerke Hoechst. Das Geschäft ging mäßig, viele Zeilsheimer waren arbeitslos. Das Elternhaus in der Westhöchster Straße 73 war ein zweigeschossiges Vorstadthaus mit Laden und Küche im Erdgeschoss. Merz war Mitglied in verschiedenen Vereinen, bei der Feuerwehr, er trieb Radsport, dressierte Hunde. Die beiden älteren Söhne waren bei der HJ. An dem betreffenden Abend hatten sie Dienst.

Es war ein Herbstabend nach der so genannten „Kristallnacht“ im November 1939. Es war schon dunkel, aber noch vor 20 Uhr, erinnert sich Werner Merz, denn um 20 Uhr wäre er mit seinen Damals neun Jahren schon im Bett gewesen. Mutter, Vater und der Junge saßen beim Abendbrot, die Rollläden der Metzgerei waren schon heruntergelassen, als es an der Ladentür klopfte. Ungewöhnlich, dass mitten in der Woche so spät Besuch kam. Die Mutter hob den Rollläden ein wenig an, spähte hinaus und ließ sehr schnell jemanden durch die Tür. Es war der Büdinger Viehgroßhändler Stern mit seiner zwölfjährigen Tochter.

Merz und Stern waren Geschäftspartner, denn Merz war Metzger und Stern Fleischgroßhändler. Werner Merz erzählt, dass damals viele Juden Viehgroßhändler waren, und auch sein späterer Schwiegervater hätte Fleisch von Stern bezogen. Das Besondere daran: Stern gab dem Merz oft Fleisch auf Kredit und sagte immer: „Hugo, wenn du zahlen kannst, wirst du es schon bezahlen.“ Man nannte ihn deshalb oft „Stern von Büdingen“, in Anspielung auf den „Stern von Betlehem“.

„Hugo, du musst mir helfen“, flüsterte der Mann im Dunkel des Ladens. „Ich muss hier fort, ich habe nichts mehr. Die haben mir alles genommen. Die SA hat mich vom Hof gejagt, was ich noch habe, ist in diesem Koffer. Aber ich brauche Geld für eine Fahrkarte!“ Die Mutter tröstete das weinende Mädchen, und der Vater gab Stern das Geld für die Fahrkarten nach Hamburg. Mehr noch, er fuhr die beiden zum Frankfurter Hauptbahnhof, ließ sie im Auto warten und kaufte die Billets. Auf der Heimfahrt sagte er zu seinem Sohn: „Was du hier gehört und gesehen hast, darfst du keinem erzählen.“ Der Junge schwieg, auch gegenüber seinen Brüdern.

Hugo Merz war ein einfacher Mann. Volksschule, Metzgerlehre, politisch nicht gebunden. Von den Judenverfolgungen muss er gewusst – oder geahnt – haben. Nach der „Kristallnacht“ sagte der Feuerwehrmann zu seiner Frau: „Jetzt brennen die Synagogen, aber unsere Kirchen werden auch noch brennen.“ Und die Mutter hatte Angst. Denn sie spürte – ihr Mann hatte Recht.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass die Flucht dank Merz erfolgreich zu Ende ging. Stern reiste mit seiner Tochter über Hamburg nach Amerika aus, wohl zu seinem bereits dort lebenden erwachsenen Sohn.

Einige Wochen nach der Fahrt zum Hauptbahnhof kam eine Ansichtskarte aus New York – ohne Absender, um die Familie nicht zu gefährden. Aber man wusste – Stern war in Sicherheit. „Viele Retter und Helfer schlugen nach Kriegsende aus ihren guten Taten Kapital“ erinnert sich Werner Merz, „haben sich bei den Besatzern angebiedert oder kleine Ehrungen erhalten.“ Sein Vater habe nichts dergleichen gemacht. „Da wurde nichts breitgetreten. Mein Vater hat dem Stern aus Menschlichkeit geholfen, weil der ein anständiger Mann gewesen ist. Damit war die Sache erledigt.“ Aber 1945, in der Schwarzmarktzeit, als Lebensmittelhändler immer Angst vor einer Razzia hatten und bei der amerikanischen Besatzungsmacht eine Art Verbrüderungsverbot gegenüber der Bevölkerung bestand, habe eines Tages ein amerikanischer Jeep vor der Tür des Vaters gehalten. Ein Captain sei ausgestiegen. Dem Vater sei die Sache zunächst nicht geheuer gewesen. Aber der Mann stellte sich in fließendem Deutsch vor: „Mein Vater ist Stern, ich soll ihnen Grüße von meinem Vater ausrichten. Er ist im letzten Jahr verstorben.“ Der alte Mann hatte gehört, dass sein Sohn mit der Truppe nach Europa verlegt wurde. Und da hat er ihm immer wieder eingeschärft: „Junge, wenn du nach Deutschland kommst, fahr zum Hugo nach Frankfurt und sag ihm nochmals Dank.“

Werner Merz hat den Captain wiedererkannt, als Junge hatte er ihn ja oft gesehen. „Ich weiß noch heute, wie sich mein Vater über diese Grüße gefreut hat“, erinnert sich der Sohn. „Er hatte Tränen in den Augen.“⁶⁹

Quellen- und Literaturhinweise

Für die Recherche zu dieser Ausarbeitung standen zur Verfügung und wurden genutzt:

Bücher und Publikationen

- Brockhoff, Evelyn / Becht, Lutz
Frankfurter Stadtoberhäupter vom 14. Jahrhundert bis 1946
Societäts-Verlag Frankfurt am Main, 2012
ISBN 978-3-942921-66-4
- Krohn, Helga
Es war richtig, in Frankfurt wieder anzufangen – Juden in Frankfurt am Main seit 1945
Brandes & Apsel, Frankfurt a.M., 2011
ISBN 978-3-86099-691-1
- Barkow, Ben / Gross, Raphael / Lenarz, Michael
Novemberpogrom 1938
Die Augenzeugenberichte der Wiener Library, London
Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 2008
ISBN 978-3-633-54233-8
- Kingma, Renate
Spuren der Menschlichkeit - Hilfe für jüdische Frankfurter im Dritten Reich
CoCon-Verlag, Hanau, 2006
ISBN 978-3-93777-33-6
- Heuberger, Georg u.a.
Ostend – Blick in ein jüdisches Viertel
Herausgeber: Jüdisches Museum Frankfurt
Societäts-Verlag Frankfurt a.M., 2000
ISBN 3-7973-0742-X
- Senger, Valentin
Kaiserhofstraße 12
Sammlung Luchterhand im dtv, München 1995
ISBN 3-423-117551-6
- Kößler, Gottfried / Rieber, Angelika / Gürschin, Feli
...daß wir nicht erwünscht waren
Novemberpogrom 1938 in Frankfurt am Main
dipa-Verlag, 1993
ISBN 3-7638-0319-X
- Beck, Waltraud / Fenzl, Josef / Krohn, Helga
Die vergessenen Nachbarn – Juden in Höchst
Jüdisches Museum Frankfurt am Main, 1990
ISBN 3-88270-760-7
- Krohn, Helga u. Rauschenberger, Katharina
Die vergessenen Nachbarn – Juden in Rödelheim
Jüdisches Museum Frankfurt am Main, 1990
ISBN 3-88270-760-7
- Heuberger, Rachel u. Krohn, Helga
Hinaus aus dem Ghetto... Juden in Frankfurt am Main 1800 – 1950“
S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 1988
- Steen, Jürgen / Koch Rainer u.a.
Die Synagogen brennen...!
Historisches Museum Frankfurt am Main, 1988
ISBN 3-89282-012-0
- Schems, Hans-Otto
Der Börneplatz in Frankfurt am Main – Ein Spiegelbild jüdischer Geschichte
Herausgegeben vom Magistrat der Stadt Frankfurt
Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt am Main, 1987
ISBN 3-7829-03-44-7
- Ulshöfer, Helmut
Jüdische Gemeinde Bergen-Enkheim 1933-1942
im Eigenverlag erschienen
- Wippermann, Wolfgang
Das Leben in Frankfurt zur NS-Zeit I – Der nationalsozialistische Judenverfolgung
Darstellung, Dokumente, didaktische Hinweise
W. Kramer & Co., Frankfurt am Main 1986
ISBN 3-7829-0316-1
- Wippermann, Wolfgang
Das Leben in Frankfurt zur NS-Zeit III – Der Alltag
Darstellung, Dokumente, didaktische Hinweise
Kramer & Co., Frankfurt am Main 1986
ISBN 3-7829-0313-7
- Oppenheimer, Stuckmann, Schneider
Als die Synagogen brannten - Zur Funktion des Antisemitismus gestern und heute
Röderberg Verlag, Frankfurt am Main, 1978
- Diamant, Adolf
Deportationsbuch der von Frankfurt am Main aus gewaltsam verschickten Juden in den Jahren 1941 bis 1944
Nach den Listen vom Bundesarchiv Koblenz
Herausgeber Jüdische Gemeinde Frankfurt a.M.
Frankfurt am Main 1984
(Unveränderter Reprint der AG gegen Antisemitismus, Holbeinschule Frankfurt am Main)
- Initiative 9. November e.V.
Erinnerung braucht Zukunft - Der Ort der zerstörten Synagoge an der Friedberger Anlage in Frankfurt am Main
Brandes & Apsel, Frankfurt am Main 2010
ISBN 978-3-86099-627-0
- Rachel Heuberger
100 Jahre Westendsynagoge 1910-2010
Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main, 2010
- Stolpersteine und Orte jüdischen Lebens in Bergen**
Broschüre der Initiative Stolpersteine Bergen
- Die neue Synagoge der Israelitischen Religions-Gesellschaft in Frankfurt a.M.**
Deutsche Bauzeitung No. 88, Berlin, November 1907

125 Jahre Kreis-Feuerwehr-Verband Frankfurt am Main
(Chronik und Festschrift)
Frankfurt am Main, 1994

Archive

Feuerwehrgeschichts- und Museumsverein Frankfurt
am Main e.V.

Stadtarchiv Frankfurt am Main

Freiwillige Feuerwehr Frankfurt a.M.-Niederursel

Freiwillige Feuerwehr Frankfurt a.M.-Höchst

Internet

Zentrale Datenbank der Holocaustopfer

Internationale Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem

<http://www.yadvashem.org>

sowie

www.alemannia-judaica.de

<http://www.rhein-main-wiki.de>

www.stolpersteine-frankfurt.de/

www.juedische-gemeinden.de

**Meinen besonderen Dank für die Hilfe bei der
Verwirklichung dieser Dokumentation richte
ich an:**

Polytechnische Gesellschaft Frankfurt am Main
insbesondere Herr Dr. Ramonat

Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main
insbesondere Frau Dr. Lutz, Frau Schade, Herr Picard
und Herr Kaltwasser

Goethe-Universität Frankfurt am Main
-Forschungsstelle für NS-Pädagogik
apl. Prof. Dr. Benjamin Ortmeyer

sowie

Frau Waltraud Beck

Frau Christa Fischer

Manuel Tiranno

Fundstellen und Hinweise

-
- ¹ CTIF = Comité Technique International de Prévention et d'Extinction du Feu; allgemein als Weltfeuerwehrverband bezeichnet.
- ² vgl. Rachel Heuberger u. Helga Krohn: Hinaus aus dem Ghetto... Juden in Frankfurt am Main 1800 – 1950“. S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M., 1988
- ³ vgl. Rachel Heuberger „100 Jahre Westendsynagoge Frankfurt am Main 1910 – 2010“
- ⁴ ebd.
- ⁵ „Die Feuerwehr Frankfurt im Dritten Reich – Eine Fallstudie“ in „Das Leben in Frankfurt zur NS-Zeit III – Der Alltag“ von Prof. Wolfgang Wippermann, Frankfurt am Main 1986. ISBN 3-7829-0313-7
- ⁶ gemeint ist der Erste Weltkrieg
- ⁷ vgl. Reichsgesetzblatt I 1933, Seite 175-177, hier Seite 175.
- ⁸ vgl. Hans Mommsen „Beamtenum im Dritten Reich“, Stuttgart 1966, Seite 59. Deshalb war nach 1935 die Eigenschaft als Frontkämpfer nicht mehr als Ausnahme anerkannt.
- ⁹ IGS, Magistratsakten, Signatur 1100/203
- ¹⁰ IGS, Magistratsakten, Signatur 6.013
- ¹¹ Ebd.
- ¹² Das erste Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr Höchst mit dem Nachnamen Ettinghausen findet sich in alten Stammlisten der Feuerwehr bereits im Jahr 1874.
- ¹³ Titelseite der „Nassauische Feuerwehrrachrichten“ Nr. 12, 40. Jahrgang vom 20. Dezember 1915. (Verleihungsnummer 94).
- ¹⁴ Waltraud Beck, Josef Fenzl u. Helga Krohn: „Die vergessenen Nachbarn – Juden in Höchst“. Jüdisches Museum Frankfurt am Main, 1990.
- ¹⁵ vgl. Rhein-Main-Wiki
- ¹⁶ Die Deutsche Demokratische Partei (DDP) war eine linksliberale Partei in der Weimarer Republik. Sie ging 1918 aus der Fortschrittlichen Volkspartei hervor.
- ¹⁷ aus: Festschrift der FF Niederursel zum 100jährigen Bestehen (2003)
- ¹⁸ Broschüre „Stolpersteine und Orte Jüdischen Lebens in Bergen“
- ¹⁹ ebd.
- ²⁰ Ernst Eduard vom Rath war ein deutscher Diplomat und Botschaftssekretär in Paris. Das Attentat, das Herschel Grynszpan am 7. November 1938 auf ihn verübte, diente dem nationalsozialistischen Regime als Vorwand für die folgenden Novemberpogrome.
- ²¹ Prof. Wippermann: „Das Leben in Frankfurt zur NS-Zeit“
- ²² Hans-Otto Schembs: „Der Börneplatz in Frankfurt am Main, Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt a.M., 1987
- ²³ vgl. „Die Synagogen brennen...“, S. 148-149
- ²⁴ Augenzeugenberichte der Wiener Library, London; in: Novemberpogrom 1938, Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, S. 393
- ²⁵ „Die Synagogen brennen...“, S. 158
- ²⁶ vgl. Vorwort des Buches „Die Synagogen brennen...“ – Die Zerstörung Frankfurts als jüdische Lebenswelt. HMF Frankfurt
- ²⁷ Vergl. dazu Helmut Eschwege (Herausg.) „Kennzeichen J“, Berlin 1966, S. 109
- ²⁸ Augenzeugenberichte der Wiener Library, London; in: Novemberpogrom 1938, Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, S. 389
- ²⁹ Aus heutiger Sicht gibt es oft Verwirrung um die Standortbestimmungen. Am 3. Februar 1935 wurde die Umbenennung des Börneplatzes in Dominikanerplatz angeordnet, weil Börne Jude war.
- ³⁰ Die Synagogen brennen...“ – Die Zerstörung Frankfurts als jüdische Lebenswelt. HMF Frankfurt
- ³¹ in Valentin Sengers Buch „Kaiserhofstraße 12“
- ³² Frankfurter Neue Presse vom 7. November 2013
- ³³ Frankfurter Neue Presse vom 7. November 2013
- ³⁴ Getrud Toepfer, geb. Tröller, Jahrgang 1923, stammte aus einer deutsch-national eingestellten Familie und war Mitglied im BDM. Das Interview führte Beate Scheuermann im März 2005. Veröffentlicht in „Erinnerung braucht Zukunft“
- ³⁵ Köbler, Rieber, Gürschin: Novemberpogrom 1938 in Frankfurt am Main, Seite 152
- ³⁶ ebd., Seite 132
- ³⁷ Im Buch „Kaiserhofstraße 12“
- ³⁸ Dr. Evelyn Brockhoff u. Lutz Becht: „Frankfurter Stadtoberhäupter vom 14. Jahrhundert bis 1946“, Societäts-Verlag Frankfurt, 2012
- ³⁹ In „Erinnerung braucht Zukunft – Der Ort der zerstörten Synagoge an der Friedberger Anlage in Frankfurt am Main“, Brandes & Appel, Frankfurt am Main 2010. ISBN 978-3-86099-627-0
- ⁴⁰ Das heutige Clementine-Kinderhospital in der Theobald-Christ-Straße.
- ⁴¹ Tatsächlich am 10. November 1938.
- ⁴² Dokumente zur Geschichte der Frankfurter Juden 1933 1945, herausgegeben von der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden, Frankfurt am Main, 1963
- ⁴³ Köbler, Rieber, Gürschin: Novemberpogrom 1938 in Frankfurt am Main, Seite 56-57
- ⁴⁴ Köbler, Rieber, Gürschin: Novemberpogrom 1938 in Frankfurt am Main, Seite 58 u. 60
- ⁴⁵ Köbler, Rieber, Gürschin: Novemberpogrom 1938 in Frankfurt am Main, Seite 151
- ⁴⁶ Augenzeugenberichte der Wiener Library, London; in: Novemberpogrom 1938, Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, S. 389
- ⁴⁷ Walter Rost, Jahrgang 1925, Nichtjude, ist im Sandweg 6 aufgewachsen, wo seine Familie ein großes Blumengeschäft hatte. Das Gespräch führten Petra Bonavita und Beate Scheuermann im Mai 2003. Veröffentlicht in „Erinnerung braucht Zukunft“

-
- ⁴⁸ Benjamin Hirsch, geboren 1932 in Frankfurt am Main lebte in der Grüne Straße. Veröffentlicht in „Erinnerung braucht Zukunft“
- ⁴⁹ Rose Teichert, geb. Appel, Jahrgang 1923, wuchs im Ostend auf. Das Gespräch führten Petra Bonavita und Beate Scheuermann im November 2002. Veröffentlicht in „Erinnerung braucht Zukunft“
- ⁵⁰ Christine Herrmann war die Tochter des Kastellans der Synagoge und erlebte als 15jährige die Zerstörung. Das Gespräch führte Stephan Hau im Jahre 2002. Veröffentlicht in „Erinnerung braucht Zukunft“.
- ⁵¹ Inge Heß, Buchhändlerin, wurde 1931 geboren und lebte bis 1958 im Sandweg 29. Das Interview wurde im Juni 2005 von Beate Scheuermann geführt. Veröffentlicht in „Erinnerung braucht Zukunft“.
- ⁵² Kößler, Rieber, Gürschin: Novemberpogrom 1938 in Frankfurt am Main, Seite 17
- ⁵³ ebd., Seite 36-37
- ⁵⁴ ebd., Seite 152
- ⁵⁵ Die Synagogen brennen...“ – Die Zerstörung Frankfurts als jüdische Lebenswelt. HMF Frankfurt
- ⁵⁶ Höchster Kreisblatt, 90. Jahrgang, Nr. 263 vom 10.11.1983, Seite 5
- ⁵⁷ Höchster Kreisblatt, 90. Jahrgang, Nr. 264 vom 11.11.1983, Seite 5
- ⁵⁸ Internetseite www.alemmannia-judaica.de
- ⁵⁹ Einzelheiten über die konkreten Auswirkungen des Pogroms in Heddernheim sind 1954 während eines Prozesses vor dem Landgericht Frankfurt bekannt geworden – vgl. „Die vergessenen Nachbarn – Juden in Heddernheim“, Jüdische Museum Frankfurt, 1980.
- ⁶⁰ vgl. Helga Krohn und Katharina Rauschenberger: Die vergessenen Nachbarn – Juden in Rödelheim“. Jüdisches Museum Frankfurt am Main, 1990.
- ⁶¹ Fotografie des Rapportbuches der FF Rödelheim mit dem eingefügten Blatt, Stadtarchiv Frankfurt am Main
- ⁶² Kößler, Rieber, Gürschin: Novemberpogrom 1938 in Frankfurt am Main, Seite 66
- ⁶³ Broschüre „Stolpersteine und Orte Jüdischen Lebens in Bergen“
- ⁶⁴ Die Deutschland-Berichte der Sopade waren eine politische Exilzeitschrift auf Basis eines umfangreichen Netzes von Zuträgern aus dem Reich , erschienen von Mai 1934 bis 1940.
- ⁶⁵ Frankfurter Neue Presse vom 7. November 2013
- ⁶⁶ IGS, Mag.-Akte 6.013
- ⁶⁷ Schreiben erhalten im Stadtarchiv Frankfurt; Magistratsakten, Signatur 6.013
- ⁶⁸ Urteile beider Instanzen und Schriftverkehre vorhanden im Stadtarchiv Frankfurt, Magistratsakten, Signatur 6.013; Abschrift im Archiv des FGMV e.V.
- ⁶⁹ Übernommen und bearbeitet aus: Kingma, Renate
Spuren der Menschlichkeit - Hilfe für jüdische Frankfurter im Dritten Reich“, CoCon-Verlag, Hanau, 2006
ISBN 978-3-93777-33-6

Bildnachweis

Abb. lfd. Nr. **Quelle**

- 1 Historisches Museum Frankfurt
- 2 Zeitgenössischer Stich, in der Privatsammlung Ralf Keine
- 3 Archiv Feuerwehrgeschichts- und Museumsverein Frankfurt am Main e.V.
- 4 Archiv Feuerwehrgeschichts- und Museumsverein Frankfurt am Main e.V.
- 5 unbekannt
- 6 Zeitgenössische Postkarte, in der Privatsammlung Ralf Keine
- 7 Zeitgenössische Postkarte, in der Privatsammlung Ralf Keine
- 8 Zeitgenössische Postkarte, in der Privatsammlung Ralf Keine
- 9 Abzug eines zeitgenössischen Fotos, im Internet ersteigert, Urheber unbekannt
- 10 entnommen aus: alemannia-judaica.de
- 11 Entnommen aus „Die vergessenen Nachbarn – Juden in Rödelheim“
- 12 Archiv Feuerwehrgeschichts- und Museumsverein Frankfurt am Main e.V.
- 13 Archiv Feuerwehrgeschichts- und Museumsverein Frankfurt am Main e.V.
- 14 Stammbuch der Freiwilligen Feuerwehr Höchst
- 15 Fotografie Ralf Keine
- 16 Stammbuch der Freiwilligen Feuerwehr Höchst
- 17 Archiv Freiwillige Feuerwehr Niederursel
- 18 Kassenbuch der Freiwilligen Feuerwehr Niederursel
- 19 Sammlung Ulshöfer
- 20 Institut für Stadtgeschichte (IGS), Frankfurt am Main
- 21 Institut für Stadtgeschichte (IGS), Frankfurt am Main
- 22 Institut für Stadtgeschichte (IGS), Frankfurt am Main
- 23 Institut für Stadtgeschichte (IGS), Frankfurt am Main
- 24 entnommen aus: yadvashem.org
- 25 Institut für Stadtgeschichte (IGS), Frankfurt am Main
- 26 Institut für Stadtgeschichte (IGS), Frankfurt am Main
- 27 entnommen aus: „Der Börneplatz in Frankfurt am Main“
- 28 Manuel Tirrano; mit freundlicher Genehmigung des Künstlers
- 29 Manuel Tirrano; mit freundlicher Genehmigung des Künstlers
- 30 entnommen aus: alemannia-judaica.de
- 31 Institut für Stadtgeschichte (IGS), Frankfurt am Main
- 32 Fotografie Ralf Keine
- 33 entnommen aus: alemannia-judaica.de
- 34 Scan eines Briefkopfes der Firma
- 35 entnommen aus: „Spuren der Menschlichkeit“